

---

## D r i t t e r T h e i l .

---

1 6 4 8 .

Da ist die Ruhe in Deutschland wieder hergestellt war, so hatten wir eigentlich nur noch mit Spanien Krieg. Man sah aber bereits die ersten Funken eines entglimmenden Feuers, das bald darauf in einen großen weit um sich fressenden Brand ausbrach. Die Herrn vom Parlement waren es, die es unterhielten, indem sie sich die Freiheit herausnahmen, Eingriffe in die königliche Regierung zu thun und Schlüsse abzufassen, welche die Grenzen ihrer Vollmacht überschritten. Besonders suchten sie ihre Gewalt zu erweitern nach dem Tode des Prinzen von Condé, Vaters des Herzogs von Enguien, im Jahr 1646. Dieser Prinz hatte sich unzufrieden vom Hof entfernt. Die Veranlassung dazu war folgende.

Der Herzog von Brezé, Schwager des Herzogs von Enguien, dem der König Ludwig XIII. das Gouver-

vernement von Brouage, Rochelle und den benachbarten Inseln, und die Admirals-Stelle unter dem Titel eines Oberaufsehers über das See-Schiffs- und Handels-Wesen verliehen hatte, war nach dem Tode des Kardinals von Richelieu zur See geblieben <sup>1)</sup>. Die Königin Mutter, übel berathen durch den Cardinal Mazarin, wollte die letztere Stelle, eines Marine-Oberaufsehers für sich behalten <sup>2)</sup>, und auf die Nachricht von diesem Todesfall du Dognon nicht arretiren lassen, ob schon man ihr gesagt hatte, dies müsse geschehen und könne auch leicht bewerkstelligt werden, ehe er noch Brouage erreicht hätte.

Als nun der Prinz von Condé bei Ihr um die erledigten Stellen des Herzogs von Brezé für seinen Sohn den Herzog von Enguien anhielt, befahl Sie mir, zu ihm zu gehen: und ihm zu sagen: da sie bereits dem Herzog von Orleans das Gouvernement von Languedoc, und dem Herzog von Enguien das von Champagne mit einigen wichtigen Plätzen verliehen habe, so hielte sie es für Zeit, auch sich selbst zu bedenken. Daher habe sie beschlossen, die ist offenen Stellen für sich zu behalten; was sie um so lieber thue, da sie eben keinen Drang fühle, weniger für sich selbst zu thun, als was sie schon für andre, nach deren Wünschen gethan habe, und da sie sich überzeugt halte, er werde der erste seyn, der sie wegen dieses Entschlusses sowohl, als ihrer dabei noch überdies bewiesenen Mäßigkeit loben werde, besonders, da er selbst ihr mehrmals angelegentlich gerathen habe, es so zu halten.

Der Prinz gab mir zur Antwort: es sei allerdings wahr, daß er der Königin gerathen, einen einträglichen Posten für sich zu behalten; es habe ihm aber natürlich nie in den Sinn kommen können, daß dies auf Kosten

Kosten seines Hauses geschehen sollte. Ihre Majestät hätten freilich zu gebieten, und könnten sich der in Ihre Hände niedergelegten Gewalt bedienen; er könne jedoch nicht glauben, daß Sie seinem Sohne vorenthalten würden, was durch den Tod eines Schwagers von ihm erledigt worden sey.

Ich glaubte mich verbunden, ihm vorzustellen, daß die Staatsämter keineswegs vererbt würden, und daß sein Haus so viele Beweise von der Freigebigkeit der Königin erhalten hätte, daß ich mich überzeugt hielt, er bereue bereits, was er hierüber geäußert habe.

Allein weit entfernt, meinen Wink zu verstehen und zu benutzen, gab er mir eine bittere und hitzige Antwort, und da ich sah, daß er in Drohungen verfiel, verließ ich ihn, entschlossen, der Königin zwar die Wahrheit zu hinterbringen, jedoch in so allgemeinen Ausdrücken, daß sie keinen nachtheiligen Eindruck zurücklassen könnte. Ich hatte nämlich von meinem Vater, einem sehr einsichtsvollen Mann, dessen Klugheit ich hier zu rühmen nicht umhin kann, gelernt: „ein „Diener müsse seinem Herrn nie etwas „hinterbringen, das ihn gegen jemand er „bittern könnte; wenn ihn anders nicht das „allgemeine Beste, oder die Besorgniß, „daß die Wahrheit dennoch auskommen „müßte, dazu nöthigten; in welchem Fall „nichts, was daraus entstehen möchte, ihm „zur Last gelegt werden könne“.

Ich hinterbrachte also der Königin in Gegenwart des Cardinals: die ersten Worte des Herrn Prinzen wären so gewesen, wie man sie von einem sehr verständigen Herrn erwarten könnte; die folgenden hätten mir mit etwas Bitterkeit vermischt geschienen, und da

ich voraus gesehen hätte, daß die letzten einen noch stärkern Beisatz davon bekommen dürften, so hätte ich ihn unterbrochen und mich entfernt. Ich hielt daher auch dafür, daß wohl nichts weiter übrig seyn dürfte, als das Admirals-Patent und das über das Gouvernement von Brouage auf den Namen der Königin auszufertigen.

Vergessen darf ich nicht, hierbei noch anzuführen, daß der verstorbene Prinz mir in Ansehung der Gouvernements zugestanden hatte, daß sie mit Recht seinem Sohn verweigert werden könnten; daß er aber in Ansehung der Admiralsstelle keinen Grund davon einzusehen vermöge.

Ich war noch nicht weg aus seinem Palais, als er schon nach dem Präsidenten Resmond schickte. Da er nicht glauben konnte, daß ich discret genug gewesen seyn würde, gar nichts von seinen eigentlichen Reden zu hinterbringen, so ließ er der Königin alles sagen, was er mir gesagt hatte, unter der Voraussetzung: ich werde ihn haben reden lassen, entweder wie er glaubte, daß ich habe thun müssen, oder vielmehr wie er glaubte, daß ich gerne gethan habe, um ihn der Gnade von Ihro Majestät zu berauben.

Als ich darauf zur Königin kam, gab sie mir einen Verweis, daß ich ihr verheimlicht habe, was ich von dem Prinzen gehört hätte, oder haben sollte. Ich bat sie aber, Sie möchte geruhen sich zu erinnern, was ich Ihr hinterbracht hätte, und sie würde finden, daß ich nichts vor Ihr verborgen habe, was Sie hätte wissen müssen. „Da indessen — setzte ich hinzu, — der „Herr Prinz meine Ehrlichkeit und Bescheidenheit in „Zweifel gezogen hat, so glaube ich, um mich meiner „Pflicht ganz zu entledigen, Ew. Majestät alles, bis  
 „auf

„auf die kleinsten Umstände hinaus erzählen zu müssen“. Und nun steng ich an alle seine Worte so zu wiederholen, wie mein Gedächtniß mir solche angab.

Es sei aus Verdruß über das Vorgefallene, oder weil sein letztes Stündlein ohnehin herannahete, genug! der Prinz hatte seit seiner Entfernung vom Hofe keine gesunde Stunde mehr. Zwar kam er noch auf einige Tage nach Fontainebleau, als der Hof dort war; allein er gieng bald wieder nach seinem Gute Valery, und von da nach Paris, wo er starb. Auf das Gerücht von seiner Krankheit begab sich der Herzog von Enguien, da der Feldzug ohnehin zu Ende war, eilig dahin. Bald aber war er über den Tod seines Vaters getrübet, da er alle Stellen desselben erhielt. Er sagte daher zum Cardinal: so mit Gnadenbeweisen überhäuft, wie er sey, habe er keine weitem Ansprüche mehr zu machen; diese Eminenz aber, statt von ihm eine bestimmte Versicherung darüber zu bewürfen, gab zur Antwort: man werde allerdings Bedacht auf die Ansprüche nehmen, die ihm etwa noch auf den Nachlaß seines Schwagers zusiehn möchten.

Bei dieser Lage der Angelegenheiten setzte diejenigen, welche die Regierung führten, nichts weiter in Verlegenheit, als die Freiheit, die das Parlament sich nahm, Schlüsse abzufassen, welche das Ansehn ihres Collegiums erhöhten und das des königlichen Staatsraths schmälerten. Ungeachtet der Hof diejenigen Parlamentsglieder, die sich am meisten durch ihre Hize ausgezeichnet, exilirt hatte, so hatte er nichts desto weniger zugelassen, daß das königliche Ansehen geringschätzig gemacht wurde, insofern die Kammern aufhörten, Recht zu sprechen, und

das Parlament, nicht zufrieden, um die Zurückberufung seiner verwiesenen Mitglieder eingekommen zu seyn, ihre Verweisung für null und ungerecht erklärte, indem das Collegium allein berechtigt sey, seine Mitglieder zur Strafe zu ziehen; sie könnten und dürften daher nicht ferner an Schlichtung der bei ihnen anhängigen Rechtsfachen arbeiten. — Da man dem Parlament sagen ließ: es solle thun, was Pflicht und Gewissen von ihm erheischten, so nahm es äußerlich mit Respect die Befehle des Königs an, unterließ aber aus Verachtung deren Befolgung.

Es sey nun, daß die angesehensten Mitglieder desselben ein größeres Ansehn zu erhalten trachteten, als der Cardinal hatte, dessen Uebergewicht ihnen mißfiel; oder daß sie darauf ausgingen, im Trüben zu fischen, und während der Unruhen im Staate ihre Macht zu erhöhen: Kurz, sie unterstützten die Beschlüsse des Staatsraths gar nicht nach Pflichten. Sie nahmen Besuche von Leuten an, deren Betragen ein Gegenstand des Tadels war, und trugen die Gründe, von denen sie den Kopf voll hatten, selbst vor dem Conseil vor, so daß auf der einen Seite ihre Autorität, auf der andern die Schwachheit des Ministeriums unaufhörliche Unordnungen erzeugte. Um diesen auszubeugen, bewilligte man dem Parlament was es verlangte, nämlich die Zurückberufung der durch Siegelbriefe verwiesenen Parlamentsglieder, durch ein andres königliches Dekret zum Wieder-Eintritt in ihre Stellen.

Da der Cardinal durch diese schwache Manier doch zu herrschen wähnte, und nicht merkte, daß er unterlag, so ließ er sich nichts so sehr angelegen seyn, als die Geschäfte-Männer in Zwietracht und Eifersucht untereinander zu erhalten, indem er dreußt ersann und vordarb, was er zu diesem Behuf sachdienlich glaubte.

Mit

Mit etwas mehr Vorsicht benahm er sich gegen die Prinzen. Er bediente sich ihrer Kreaturen, um Einnigkeit unter ihnen zu verhindern. Es gab keine Gnadenbelohnungen, die er nicht dem Abt de la Riviere und denen, die mit dem Prinzen in Verbindung standen, versprochen hätte; und entspann sich ein Mißverständniß zwischen diesem und dem Herzog von Orleans, so war der, dessen beide sich versichert glaubten, bemüht, sie wieder auszugleichen.

Da einige Rücksichten Se königl. Hoheit bewogen hatten, nicht wieder zur Armee zu gehen, so bekam der Prinz von Condé das Commando darüber. Kaum war er bei ihr angelangt, so rückte er auch schon in das Land des Feindes vor, welcher es nicht wagte, sich in eine Schlacht einzulassen, sondern sich vortheilhaft verschanzte. Der Prinz rückte gegen ihn an und blieb vor ihm stehen, in Hoffnung, ihn zur Schlacht heraus zu locken; da er aber nicht dazu zu bringen war, mußte der Prinz ablassen und retiriren. Er unternahm dies am hellen Tage, und der Feind machte sich die gute Gelegenheit zu Nutze, fiel in seinen Nachtrab, und schlug ihn in die Flucht. Der Prinz von Condé eilte herbei, ließ seine Truppen anrücken und schlug die feindliche ganze Armee. So erprobte er seinen Muth und sein Talent in jener berühmten Schlacht bei Lens; denn hier trug er einen der vollständigsten Siege davon.

Angestiftet von einigen Personen am Hofe glaubte jetzt der Cardinal, der Zeitpunkt sey günstig, sich ein unumschränktes Ansehn anzumaken. Statt daß er zuvor sich begnügte, die Parlamentsglieder, die seinen Beifall nicht hatten, exiliren zu lassen, beschloß er jetzt den Parlamentsrath, Peter Broussel, fest zu setzen. Der

Marshall de la Meilleraye war gleicher Meinung, und damit die Sache desto mehr Aufsehen machen müßte, wollte er, daß die Verhaftnehmung an demselben Tage vorgenommen würde, an welchem zu Paris das Te Deum für den Sieg des Prinzen von Condé bei Lens gesungen wurde.

Sobald also der König aus der Kirche u. s. Fr. weg war, erhielt den Befehl, Broussel festzunehmen, der Lieutenant Comminges von der Leibwache der Königin, der ihn auch mit dem, an diesem Ort besonders erforderlichen, Muth und Kopf ausführte, und Broussel in einen Wagen steigen ließ, um ihn nach dem bestimmten Platz abzuführen.

Das Gerücht von diesem Vorgang verbreitete sich bald durch ganz Paris, weil Broussel in seinem Viertel sehr beliebt war, und bei mehreren Gelegenheiten den Volks-Tribun gemacht hatte. Man griff daher zu den Waffen und fieng in der Gegend des erzbischöflichen Palasts an, Barrikaden zu machen.

Auf die Nachricht hievon ließ die Königin die Wachen verdoppeln; man ließ aber den Capitains ganz frey, sich in ihrem Benehmen nach eignem Ermessen der Umstände zu richten, und dies geschieht gewöhnlich, wenn Leute ohne Erfahrung das Oberkommando haben.

Der Erzbischoff von Corinth, Coadjutor von Paris <sup>3)</sup>, ein Prälat, dessen Ehrsucht aufs höchste stieg, fand entweder, daß ist eine vortreffliche Gelegenheit wäre, sich bei Hof geltend zu machen, oder glaubte etwa, dadurch sich bei dem Volk einzuschmeicheln; kurz, er sprach, als wollte er diese Unruhen beilegen, auf die er doch sein Glück gründete. Er begab sich, eben so wie das Parlement, in das Palais Royal, und über-



überzeugte sich, dem Volk sagen lassen zu müssen, sie müßten sich verbollwerken, wenn sie ihr Gut und Blut gesichert wissen wollten.

Das Parlament und die Herren vom Stadtmagistrat hatten nicht Zeit, vielleicht auch nicht den Willen sich zu widersetzen; der Befehl dazu wurde also überbracht und ausgeführt, und das Parlament wirkte nach einer Berathschlagung im Palais Royal, das Versprechen aus, daß Broussel wieder frei gelassen werden sollte, was auch am folgenden Tag geschah.

Der Kanzler, welcher Befehl bekommen hatte, nach dem Parlament zu gehen, kam unterwegs in Lebensgefahr, und mußte sich in das Hotel de Luines flüchten, wo ihn der Marschall de la Meilleraye wieder abholte. Dieser war endlich der gleichen Meinung mit den andern vom Staatsrath, Broussel in Freiheit zu setzen und die Stadt dadurch zu beruhigen; es gab aber noch einige andre, einsichtsvollere oder entschlossnere Personen, welche der Königin sagten: man müßte ihn eigentlich nicht ausliefern, ohne ihn zuvor erdrosselt zu haben; da sie wohl einsahen, daß es um alles Ansehen geschehen sey, da man in dem, was man einmal begonnen habe, wieder zurückrete. Dies verrieth der Hof selbst deutlich genug dadurch, daß er sich nach Xuel und dann nach Saint Germain en Laye entfernte, wohin der Prinz von Conde sich ebenfalls begab.

Das Parlament schickte Deputirte dahin, mit Ansuchen, die dem königlichen Ansehen schauerstracks zuwiderliefen. Da sich indessen nur Wenige dagegen erklärten, so erhielten sie was sie verlangten. Der Prinz von Conti, der Herzog von Longueville und mehrere andre

andre hatten sich mit in ihre Parthei eingelassen, und der Herzog von Orleans nebst dem Prinzen von Conde, welche bis dahin bei dem König ausgehalten hatten, stimmten dennoch dafür, daß die Declaration von 1648 gestegelt werden sollte, vermöge deren Se Majestät sich anheischig machte, daß alle Arrestanten binnen vier und zwanzig Stunden verhört und die Erkenntnisse über den Criminalpunkt an die gewöhnlichen Richter verwiesen werden sollten. Sie berücksichtigten hierbei nicht, daß dieser Artikel dem königlichen Ansehen gänzlich zuwider lief, und den Grund zu einer Menge nachtheiliger Folgen legte.

Der Prinz sagte der Königin, sie möchte wohl bedenken was sie thue, und erklärte ziemlich frei dem Parlament, es werde für dasselbe seyn, und er werde über die Beobachtung dieser Declaration halten, wenn sie ihm bewilligt würde; dabei ließ er jedoch in seinen Reden merken, er mißbillige sie, wolle sie aber doch dadurch im Credit beim Parlament erhalten.

Die Königin hatte mir befohlen, sie zu prüfen, und ich that es als ein Mann, der sich nicht von der seinem Monarchen stets bewiesenen Treue entfernen konnte. Ich antwortete ihr also: das Gesetz an sich scheine mir allerdings gerecht; da ich mich aber zugleich auch als einen Mann betrachtete, der unfehlbar bei denen, die am Ruder saßen, schwarz werden mußte, wenn er die Wahrheit gar zu frei sagte, so setzte ich hinzu: „ich hätte jedoch gewünscht, daß dies „Gesetz schon unter den vorhergehenden Regierungen er-  
 „gangen wäre, und kann keineswegs der Meinung  
 „seyn, daß der König sich unter gegenwärtigen Umstän-  
 „den darauf einlassen solle; denn mit geringerem Nach-  
 „theil könnte er einen Theil des Reichs aufopfern, als  
 „seinem Ansehen hierinn vergeben. Sollte indes-  
 „sen

„sen die Noth es unumgänglich erfordern, so muß der  
 „König wenigstens stets den Vorsatz behalten, es bei  
 „erster Gelegenheit wieder zu annulliren und dadurch  
 „eben dies Ansehn wieder herzustellen, das sonst ganz  
 „enkräftet seyn würde“.

Es sey nun, daß die Noth es durchaus erforderte,  
 oder daß die Schwäche der Regierung durchdrang; das  
 Parlament kam nach Paris zurück, beladen mit der  
 Beute unsrer Schande, und registrirte die Declaration.

Der König fuß fort, sich gewöhnlich zu St. Ger-  
 main en Laye aufzuhalten, gab aber endlich doch dem An-  
 halten der Deputirten des Stadtraths nach, und kam am  
 Abend vor Allerheiligen nach Paris zurück. Die Köni-  
 ginn konnte das Benehmen gegen Sie nicht vergessen, und  
 der Cardinal, statt sie zu besänftigen, stößte ihr unauf-  
 hörlich Rache ein, in der Ueberzeugung, daß die Gro-  
 ßen sämtlich nicht ermangeln würden, ihre Parthei zu  
 ergreifen. Er war aber sehr schlecht unterrichtet von  
 dem was vorgieng.

So wußte er nicht, daß der Prinz von Conti  
 und der Herzog von Longueville sich mit dem Parlament  
 verbunden hatten, daß der Herzog von Vouillon un-  
 zufrieden war, noch nicht in den Besiß der Domänen  
 gesetzt worden zu seyn, die man ihm gegen Sedan ver-  
 sprochen hatte; und daß der Marschall von Turenne, dem  
 er ruhig das Kommando über die Armee in Deutsch-  
 land ließ, dem Rath und Beispiel seines Bruders fol-  
 gen würde.

Um seinen Plan, sich an Paris zu rächen, desto  
 geheimer zu halten, ließ er der Stadt die Zufuhr aller  
 Bedürfnisse offen, war aber darauf bedacht, den König  
 daraus

daraus zu entfernen und Truppen anrücken zu lassen, denen man gestatten wollte, die Nachbarschaft ringsherum auszuplündern, überzeugt, daß sie gern ins Lager zurückkehren würden, nachdem sie sich mit Raub bereichert hätten.

Er that seinen vertrauesten Freunden, worunter auch der Marschall de la Meilleraye gehörte, den Antrag, sich von Paris zu entfernen, oder noch lieber, Meister zu machen. Beides fand jedoch seine Schwierigkeiten und Widersprüche. Der Prinz von Condé und der Marschall waren für dies Letztere, in der Ueberzeugung, daß die Verbannung einiger Rätke, und die Verhaftung andrer das königliche Ansehn und die Ruhe in der Stadt wiederherstellen müßten. Der Herzog von Orleans hingegen war weder für das eine noch für das andre, und der Prinz schlug sich zu ihm, um die beschlossene Entfernung des Königs zu hintertreiben.

Um diese Zeit geschah es, daß der Kardinal ein Parlamentsglied festnehmen und nach Havre de Grace setzen ließ, weil er dem Kardinal zur Verhaftung Drouffels gerathen, den deshalb gefaßten Entschluß gelobt, ja sogar ihn unaufhörlich gegen mehrere andre Parlamentsglieder gereizt hatte und dann doch hingegangen war, ihnen alles was gegen sie beschlossen wurde, zu hinterbringen; eine Treulosigkeit, die der Kardinal nicht so hinnehmen zu dürfen glaubte. Das Parlament empfand dies jedoch sehr übel, und that Vorstellungen, um seine Loslassung zu bewürken.

Unterdessen hatte der Prinz die Cession und Schenkung von Stenai, Clermont und andern Plätzen erhalten, und ich bekam Befehl, ihm die nöthigen Urkunden darüber  
aus

auszufertigen und zu überbringen. Ich hatte mir verschiednenmal die Freiheit genommen, der Königin vorzustellen: sie überschreite ihre Gewalt, und dürste es wohl einst bereuen. Dem Regenten stehe alles frei zum Besten seines Volks, nicht aber dessen Zustand zu verringern. Ist gieng ich also, wie mir befohlen war, zum Prinzen, der mich aufhielt, um von mir herauszulocken, was im Werke wäre. Da er nun zu dem Ende eine sehr freie Unterredung mit mir anfieng, antwortete ich ihm mit gleicher Freiheit: an ihn würde ich mich wenden, wenn ich gern wissen möchte, was im Werke sey, vorausgesetzt, daß ich mir mit der Hoffnung schmeicheln dürste, in ihm noch dasselbe Zutrauen zu finden, womit er mich sonst wohl beehrt habe. Uebrigens sey ihm bekannt, wie wenig ich bei meinem gegenwärtigen Antheil an den Geschäften im Stande sei, seine Neugier zu befriedigen, wenn er anders nicht sich mir so offen anvertrauen wolle, wie es jedermann glaube. Da er nun hierauf sagte, ich möchte mich näher erklären, versetzte ich: „Ihnen zu gehorchen, sage ich also ohne Bedenken: die Furcht des Cardinals wird den König dahin vermögen, sich aus Paris zu entfernen; Sie und Monsieur werden darein willigen, und dieser Schritt wird zum Verderben des Reichs ausschlagen“.

„Wir — sagt er hierauf — ich und Monsieur sind keines so verderblichen Rathes fähig; der Cardinal muß vielmehr unserm Einfluß sich anvertrauen. Bei Gott! halten Sie mich für einem Schelm, wenn ich in eine Entfernung des Königs willige!“ —

„Erinnern Sie sich, erwiederte ich, Ihrer Versicherung; denn ich bin versichert, Ev. Hoheit werden den Eingebungen des Cardinals folgen.“ —

Man

Man rieth ihm, bei dem Parlement die Einzeichnung des königlichen Geschenke zu betreiben, die Herzogin von Lothringen that aber Einspruch dagegen und wurde damit zugelassen. Der Prinz war hierüber so aufgebracht, daß er beschloß, sich zum Cardinal zu schlagen. Da nun dieser sich durch diesen Beitritt verstärkt sah, drang er immer mehr auf die Entfernung des Königs.

Dies war dagegen nicht nach dem Geschmack des Herzogs von Orleans, der mit dem erfolgten Parlements-Schluß ganz und gar nicht unzufrieden war. Denn wenn gleich das Benehmen des Herzogs von Lothringen seinen Beifall nicht hatte, so ließ er sich doch wegen seiner Gemahlinn, einer Schwester des Herzogs, dessen Interesse angelegen seyn.

Die Königin, welche Monsieur auf ihre Seite zu ziehen suchte, besuchte ihn oft, und gewann den Abt de la Riviere, der ihm dann rieth, nachzugeben. Der Herzog stellte ihr zwar erst vor, wie höchstnützlich es sey, die Frechheit der Pariser und des Parlements zu beugen; endlich aber gab er doch nach, indem er nicht Kraft genug befaß, länger zu widerstehen.

Man entdeckte das Vorhaben blos denen, die man die Vertrauten (les Confidens) nannte, nämlich dem Herzog von Orleans, dem Prinzen von Condé, dem Marschall de la Meilleraye und dem Herrn le Tellier. Es wurde mit solcher Ubereilung und Unvorsichtigkeit ausgeführt, daß man schon an demselben Abend, da der König sich nach Saint Germain begab, die Entdeckung machte, daß kein Geld in der Kasse sey. Die Schmeichler, welche an Königshöfen nie fehlen, lobten den genommenen Entschluß, und ihnen stimmten andre schwache und eigennützig Menschen bei, um sich bei denen, welche

Der Einfluß auf ihr Glück haben konnten, in Gunst zu setzen. Redliche Männer hingegen beklagten den Staat, und nahmen sich die Freiheit, ihre Beweggründe hiezu gegen die Königin zu äußern.

## I 6 4 9.

Da ich Befehl erhalten hatte, mich am Fest der drei Könige morgens um sechs Uhr in Saint Germain einzufinden, so gieng ich erst in die Messe und betete zu Gott, er möchte den König unter seinen gnädigen Schutz nehmen und ihm mit seinem Rathe beistehen, weil diejenigen, von denen er heilsame Rathschläge sollte erwarten dürfen, durch eine ungemeyne Verblendung die Sachen in eine solche Lage gebracht hätten, von welcher allerdings das Verderben des Staats zu besorgen war.

Ich war einer von denen, bei welchen die Königin den gethanen Schritt rechtfertigen wollte, indem sie zu mir sagte, ich würde sie ohne Zweifel darum loben.

Ich gab ihr aber zur Antwort, da mir die Gründe, sie zu loben, unbewußt seyen, könnte ich das geschehene weder loben noch tadeln. Bei meiner Ehrfurcht gegen sie hielte ich mich indessen überzeugt, daß Sie den Schritt wenigstens in der besten Absicht gethan haben müßte. Meine geringe Einsicht lasse mich übrigens die Folge davon fürchten, daß die Prinzen nach der Gefälligkeit, die sie dem Cardinal bewiesen hätten, der Meinung seyn würden, er könne ihnen nun keine Gnade weiter verweigern; auch würden Ihre Majestät selbst Mühe haben, sich dessen zu erwehren, so ungerecht auch immer das Verlangen der Prinzen ausfallen dürfte. „Ich habe — fuhr ich fort — wohl öfter schon gesehen, daß ein Geiziger um sein Vermögen zu vergrößern,  
 77. Denkwürdigk. XVII. B.                    B                    „hun-

„hunderttausend Thaler auf eine Speculation wagte in  
 „Hoffnung hundert Procent damit zu gewinnen; noch  
 „nie aber hat meines Wissens jemand sein Geld gegen  
 „Nichts gesetzt. Durch den jetzigen Schritt Ew.  
 „Majestät ist das Königreich gefährdet, und man wird  
 „ganze Städte und Provinzen dem Beispiel von Paris  
 „folgen und sich empören sehen. Und, da Ew. Maje-  
 „stät einmal meine Freiheit gnädig aufzunehmen geru-  
 „hen, so will ich mir noch diese nehmen, Ihnen zu sa-  
 „gen, daß Furcht und Eigennuß die Grundlagen von  
 „dem jetzigen Vorgang sind; in der That die gefähr-  
 „lichsten Rathgeber, die je ein Fürst hören kann“. —

Kaum hatte ich geäußert, es sey niedrig und  
 schimpflich, Furcht blicken zu lassen, so kam man mir  
 mit dem Antrag, nach Paris zurück zu gehen. Die  
 Angelegenheit, in der ich diese Reise machen sollte, war  
 freilich allerdings von einer solchen Wichtigkeit, daß sie  
 einem gemeinen Cavalier durchaus nicht eben so gut  
 hätte anvertraut werden können, als mir. Es betraf  
 nämlich nichts Geringeres, als die Königin von Eng-  
 land zu trösten und zu versichern, daß der König  
 stets Antheil an dem Interesse ihres Hauses nehmen  
 werde. Einige meiner Freunde bezeugten ihre Ver-  
 wunderung über meinen Entschluß, und fragten, ob ich  
 es auch wohl überlegt hätte. Ich antwortete ihnen,  
 ja, und da ich die Furcht an ändern getadelt habe, wür-  
 de ich meiner Ehre selbst zu nahe treten, wenn ich wel-  
 che blicken ließe. „Der Wurf ist aus der Hand;  
 ich will sehen, was fällt!“ —

Der Marschall von Villeroi, den ich über das  
 Vorgefallene in Verwunderung fand, unerachtet er  
 wahrscheinlich Theil daran hatte, fragte mich besonders,  
 was ich wohl glaube, daß die Pariser thun würden,  
 und



und welche Parthei man zu ergreifen hätte, um sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen.

„Meines Erachtens — sagte ich — werden Sie nächstens die Gens du Roi vom Parlement hier haben, mit der Anfrage, was wohl Se. Majestät bewogen haben könne, Paris bei Nacht zu verlassen, und mit der Einladung, dahin zurück zu kehren. Sie werden sich erbieten, diejenige zu entfernen, deren Benehmen etwa mißfällig gewesen seyn dürfte. Würdte man seine Leute mit Einsicht zu behandeln, so würde man vielleicht noch in einem großen Fehler seinen großen Vortheil finden; wird man aber, wie ich sicher erwarte, hüzig, so bekommt man einen Bürgerkrieg, in welchem es Paris weder an Mannschaft noch Geld zur Vertheidigung fehlen wird. Es werden so viele Städte sich bei der Erhaltung dieser Hauptstadt interessirt glauben, daß sie ohne Anstand die Waffen für sie ergreifen werden. Können Sie es nicht dahin bringen, daß ihr Anbringen gut aufgenommen wird, so suchen Sie doch wenigstens einen gänzlichen Bruch zu verhüten. Denn wenn gleich der Spinnrocken nur noch an einem Fädchen hängt, so wollen wir doch dies so gut drehen, daß die Monarchie noch aus dem Abgrund gerettet werden soll, in den man sie stürzte“. —

Statt diesen heilsamen Weg einzuschlagen, wurde die Königin hüzig, und drohte diejenigen zu bestrafen, die sie schuldig glaubte, worauf man auch augenblicklich Truppen anrücken ließ, um Paris einzuschließen.

Ich traf am Abend daselbst ein, und entledigte mich meines Auftrags. Ich bekam einen Besuch von den Präsidenten von Bellievre und Nesmond, welche gern erfahren hätten, was des Königs Wille wäre, um ihm Genugthuung schaffen zu helfen; wobei sie

mir jedoch zugleich zu verstehen gaben, wenn mans aufs Aeufferste zu treiben gesonnen seyn sollte, so würden sie einer beispiellosen Bedrückung eine rechtmäßige Vertheidigung entgegen zu setzen wissen. Sie hielten es für eine Ungerechtigkeit, daß man den Fehler eines Privatmanns zu einer Staatsklage erheben und eine Rache dafür nehmen wolle, die nicht anders denn tyrannisch und Gott mißfällig seyn könnte.

Als ich am folgenden Tag Paris wieder verlassen und nach Saint Germain zurück wollte, erfuhr ich, daß die Zugänge der Vorstadt besetzt seyen, daß aber immer noch ein Weg ins Freie durch die Gassen, die der Fluß unter Wasser gesetzt hatte, übrig sey. Ich ließ sie recognosciren, und auf den Bericht eines Cavaliers, der das Wasser sondirt hatte, von wo aus man in eine höher gelegene Gasse kommen konnte, wollte ich einen Versuch wagen, hier hinaus zu kommen.

Diesen Entschluß änderte ich jedoch wieder, weil einsichtsvolle Personen mir vorstellten, wenn ich von dem Prevot des Marchands, der den Oberbefehl in der Stadt hatte, einen Paß verlangte, so würde ich ihn unfehlbar erhalten, und damit ohne Anstand durchkommen. Ich erhielt ihn auch wirklich; er war aber von keinem Nutzen für uns, weil der Pöbel uns fortdrängte, ohne uns zu gestatten, nach der Hauptwache zu gehen, wo er dem Commandanten erst vorgezeigt werden mußte.

Zum Glück erhielt Gott dem Abt de l'Escaulle Verstand und Geistesgegenwart, denn sonst wäre es um mich und einige Cavaliers von meiner Begleitung geschehen gewesen. Denn da wir fortgestoßen, und unsre Pferde gepeitscht wurden, bekamen wir Lust, umzukehren. Wir befolgten aber den Rath dieses Abts,  
und

und waren sehr erstaunt, die Ketten angezogen, und den Rückweg abgeschnitten zu finden. Wir ließen unsere Pferde über die Ketten setzen, und fanden die Stadt ganz im Aufruhr, und das Volk entschlossen die Diener des Königs zu verhaften, die man, um sie noch gefährlicher zu machen, mit dem Nahmen *Mazariner* belegte.

Ich fand einen Officier von meiner Bekanntschaft, der die Wache meines Viertels kommandirte. Diesem zeigte ich meinen Paß, worauf er meine Abreise gestattete, wenn ich anders mich vor vier Uhr auf dem Posten einfände, wo er kommandirte. Mein Verlangen, mich zu dem König zurück zu begeben, ließ mich dies Anerbieten annehmen, und der Officier hielt Wort.

Bei meiner Zurückkunft fand ich zu *Saint Germain*, daß der Krieg bereits beschlossen war, wobei man sich um das Schicksal der Getreuen des Königs in Paris wenig bekümmerte. Man scherzte und spötelte sogar über diejenigen, die sich einiger Gefahr aussetzten, um sich zu der Person des Königs zu begeben. Endlich, als wenn Gott den Untergang des Staats beschlossen hätte, faßte man sogar den Entschluß, die Stadt Paris, um sie in Schrecken zu setzen, durch einen Herold auffordern zu lassen, den aber diejenigen, welche darin zu befehlen hatten, nicht hinein ließen.

Der Herzog von *Longueville*, der nach *Coulommiers* in *Brie* gegangen war, vermied auf seiner Reise Paris und gieng nach *Saint Germain en Laye*, unerachtet er der Gegen-Parthei versprochen hatte, auf ihrer Seite zu seyn. Ich glaube, daß er diesen Schritt blos in der Absicht that, um seine Creaturen in *Rouen* dadurch zu bestärken, daß er den Prinzen von *Conti*

mit sich nehmen wolle, der sich ebenfalls verbindlich gemacht hatte, den Parisern seinen Schutz zu lassen.

Der Herzog von Longueville machte seine Aufwartung, und als ich ihm mein Compliment darüber machte, daß das Parlement von der Normandie den König durch Abgeordnete habe seiner Treue versichern lassen, gab er mir mit voller Zudersicht und ziemlich unvorsichtig zur Antwort: es sind blos die vom Semester, woraus ich schloß daß er wohl dem König nicht so sehr ergeben seyn müßte, als er gern scheinen wollte. Ich sagte ihm darüber bei dieser Gelegenheit ein Wort im Scherz, und da ich nicht glaubte, daß seine hingeworfene Aeußerung aufgefaßt werden dürfte, so sagte ich der Königin nichts davon. Mit nicht geringem Erstaunen mußte ich aber am folgenden Tag hören, daß der Prinz von Conti und der Herzog von Longueville, begleitet von dem Herzog de la Rochefoucault sich mit in Paris eingeschlossen hätten, wo den Herzogen von Elboeuf und Bouillon bereits das Kommando übertragen worden war.

Der Prinz von Conti gieng zu einer Sitzung ins Parlement und versicherte dabei, er sey entschlossen, für die Vertheidigung der gemeinen Sache und das allgemeine Beste zu sterben. Der Herzog von Longueville kam ebenfalls ins Parlement; konnte aber doch die Vergünstigung nicht erhalten, auf der Bank der Prinzen vom Geblüt, Pairs des Reichs und Ehren-Räthe (conseillers d'honneur) Platz zu nehmen. Da nun das Parlement dem Herzog von Bouillon bereits einen solchen Platz eingeräumt hatte, bezogte der Herzog sich empfindlich darüber. Er reiste wenige Tage darauf ab nach Rouen, das er dahin vermochte, sich für Paris zu erklären, unerachtet man es nicht vermieden hatte,

hatte, ihn Mißtrauen blinken zu lassen, und seine Gemahlinn genöthigt worden war, im Stadthause zu wohnen, um zu einer Art von Geißel für die Treue ihres Bruders und Gemahls zu dienen.

Das Haus Vendome erklärte sich in der Person des Herzogs von Beaufort, ebenfalls für das Parlament. Der Hof blieb einzig auf Mittel bedacht, Paris zu bezwingen. Man erstaunte aber nicht wenig, als die Nachricht einlief, daß man in Flandern Truppen marschiren lasse, um dieser Stadt zu Hülfe zu kommen, und izt sah man, was man nie hätte denken oder besorgen sollen, daß nämlich das Parlament Briefe vom Ausland erhielt und angesehenen Personen abschickte, um von denselben Anseländern, mit denen der König wirklich im Krieg begriffen war, Hülfe zu erbitten.

Der Hof machte dagegen ebenfalls eifrige Anstalten, die Hauptstadt mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Während die darinn eingeschlossene alles anstrebten, um sich Lebensmittel zu verschaffen, that man von aussen alles mögliche, um dies zu verhindern. Unter diesen letzteren gab es jedoch immer welche, die aus Habsucht oder Liebe zu den Belagerten Mittel auffindig machten, ihnen Proviant zukommen zu lassen.

Ich wunderte mich, als ich hörte, daß der Präsident Bailleul, der doch Lieutenant civil und Prevot des Marchands gewesen war, sich überzeugt hielt oder stellte, wenn man die Bäcker von Gonesse verhindere, Brod dahin zu schaffen, so würde die Stadt darunter leiden, und sich ergeben müssen. Le Tellier, ein Mann von vielem Geist, war nicht dieser Meinung; dagegen aber hatte er sich eingebildet, die Truppen würden sich in

den Quartieren um Paris her stark und fett werden, während die Stadt nach sechs Monaten Noth sich genöthigt sehen würde, um Gnade zu bitten. Eben diese Truppen, meinte er, würden dann im Stande seyn, zu dienen wo man wollte. Als er dies gegen mich äusserte, konnte ich nicht umhin, ihm zu sagen: ich begreife nicht, wie ein so einsichtsvoller Mann als er, glauben könne, eine solche Sache könne auch nur vier Monate anhalten.

Man war, wie gesagt, einzig darauf bedacht, zu Saint Germain Mittel ausfindig zu machen, Paris, das sich auf eine muthvolle Vertheidigung gefaßt machte, aufs Neueste zu bringen. Der Kardinal glaubte indessen einige Zeit lang: der Prinz von Condé sey mit seinem Bruder und dem Herzog von Longueville einverstanden; er sah aber in der Folge, daß er sich hierinn geirrt hatte. Denn dieser Prinz that alles, was in seinen Kräften stand, um die Pariser zu ihrer Pflicht zurück zu bringen, und schonte, so viel ich bemerken konnte, weder Mühe noch selbst seine Person, um zu diesem Zweck zu gelangen.

Die Furcht bemächtigte sich bald des Kardinals in dem Grade, daß er seine Nichten nach Sedan schickte. Der Prinz wurde ersucht, einen Vergleich mit den Pariser zu vermitteln und schien auch geneigt dazu; so sehr er aber auch den Weg der Güte wünschte, so unterließ er dennoch dabei nichts, was dem Feldhern und getreuen Diener seines Monarchen zukam. Man bemerkte jedoch, daß er das Verfahren des Kardinals nicht guthieß, der alles was bei ihm stand, versuchte, um es dahin zu bringen, daß die Pariser ihn um seine Vermittlung angehen möchten, indem er sich die Miene gab, als wollte er ihnen den Frieden ver-

schaf-

schaffen, ohne daß es des Herzogs von Orleans oder des Prinzen dabei bedürfe.

Unterdessen hatten die Feinde ihre Truppen vorrücken lassen, schlugen aber auch vor, jemand nach Saint Germain zu schicken, um eine Beilegung des Zwists zwischen beiden Kronen zu versuchen. Man hielt es nicht für sachdienlich, diese Eröffnung von sich zu weisen, und schickte jemand an die Grenzen, um den Envoyé zu empfangen, und nach Hof zu bringen, und zugleich darauf zu sehen, daß er nicht mit den Parisern korrespondirte.

Triguët war dieser Envoyé des Erzherzogs. Der Kardinal gab ihm die erste Audienz, der ich beiwohnte, und worinn er bezeugte, daß Ihre Majestäten gar nicht abgeneigt wären, die Hände zu einem anständigen Frieden zu bieten; ohne jedoch, außer in ganz allgemeinen Ausdrücken, einer Zurückgabe einiger von der königlichen Armee besetzten Plätze zu erwähnen. Hiemit war aber Triguët nicht zufrieden, sondern er behauptete, vor allen Dingen müsse er, ehe er sich einlassen könne, der Zurückgabe der Eroberungen versichert seyn.

Was in einer zweiten Audienz vorgieng, kann ich nicht sagen, indem ich mich nicht dabei befand; sehr wahrscheinlich muß aber der Kardinal darinn ansehnliche Erbietungen gethan haben, um den Erzherzog zu vermindern, das Interesse des Parlements und der Stadt Paris aufzugeben. Doch läßt sich nichts mit Gewißheit davon sagen.

Nachdem Triguët beurlaubt und wieder nach Cambrai zurückgebracht war, fuhr man fort, zweierlei zu thun; eines Theils Paris zuzusetzen, andern Theils Vorschlägen zu einer Conferenz Gehör zu geben, in der man alle Anstöße auszugleichen hoffte.

Sie wurde endlich beschlessen und Rucl zum Ort der Zusammenkunft und Eröffnung ernannt. Das Parlament, die Stadt und die mit ihnen verbundenen Prinzen schickten Abgeordnete dahin. Die des Königs waren der Herzog von Orleans, der Prinz von Conde, der Cardinal, der Reichskanzler, der Marschall de la Meilleraye, der Abt de la Riviere, le Tellier und ich.

Wir stießen gleich anfangs auf eine Schwierigkeit, die sich nicht heben ließ, so sehr man auch darauf gesonnen hatte, sie durch ein schickliches Temperament zu umgehen, um dem Königlichem Ansehen nicht zu nahe zu treten. Sie bestand darin, daß die Parlamentsdeputirten mit dem Cardinal, als einem erklärten Feind des Vaterlandes, als einem verurtheilten, für vogelfrei erklärten Majestätsverbrecher nicht in Unterhandlung treten wollten und dürften.

Wir antworteten ihnen zwar hierauf, es komme nicht ihnen zu, dem König vorzuschreiben, wessen er sich bedienen dürfte, da schon dies viel Gnade von ihm gegen sie sey, daß er mit ihnen in Conferenz zu treten geruhe. Wir hatten gut reden; ihre Hartnäckigkeit zwang uns, uns gefallen zu lassen, was sie haben wollten, weil man uns sagte, wenn die Conferenz sich so endige, daß die Ruhe im Reich wieder hergestellt würde, so würden Se Majestät den Ruhm davon ganz haben.

Um sie indessen nicht ganz durchdringen zu lassen, traf man die Auekunft, daß der Kanzler und le Tellier in ein andres Zimmer zu ihnen gehen und ihre Vorschläge vernehmen, dann wieder zu uns kommen und uns solche vortragen und endlich wieder hinüber gehen und ihnen hinterbringen sollten, was wir bewilligt oder abgeschlagen hätten.

Man hielt mehrere Conferenzen, in denen die Geschäfte ziemlich weit vorrückten; es fand sich aber eine  
neue



neue Schwierigkeit, nämlich die Einwilligung der Königin in das, was man von den Deputirten verlangt hatte, so zu erhalten, daß Sie ihnen befohle, sich dem zu fügen; eine Form worein die Deputirten bereits gewilligt hatten. Da sie, um ihre Ehre zu wahren, die der Königin verletzen wollten, so ersah man mich dazu, diese Fürstin dazu zu disponiren, wobei ich ihr verheimlichen sollte, was mir davon bereits bekannt war. Allein unfähig einer solchen Treulosigkeit, macht ich Ihr meinen Rapport, und rieth ihr am Ende, ihre Minister darüber zu hören, und dann zu thun, was sie ihr riethen, indem sie für sich und ohne deren Rath sich nicht zu dem verstehen könnte, was man verlangte.

Da die Frist des sichern Geleites abgelaufen war, so gieng man auseinander, verabredete aber zuvor: wenn Ihre Majestäten es genehm hielten, sollte eine Prolongation geschickt und dann die Sitzungen zu Saint Germain fortgehalten werden.

Man kam auch wirklich hier wieder zusammen, und nachdem die allgemeinen Angelegenheiten abgethan waren, suchte man auch das Interesse der Privatpersonen mit den Deputirten auseinander zu setzen. Der Graf von \*\*\* der das Wort führte, drang auf die Wegschaffung des Kardinals über die Grenze. Man gab ihm zur Antwort, der König gebe seinen Unterthanen Gesetze, und sey nicht gewohnt, sich welche von ihnen vorschreiben zu lassen. — Die Abgeordneten des Parlaments und der Stadt sprachen aus eben dem Tone, wie der Graf, und verlangten noch überdies, das zu Rouen eingeführte Semester sollte wieder aufgehoben werden. Dies wurde ihnen zugestanden, und es war der einzige Vortheil, den der Herzog von Longueville davon hatte, daß er sich von seiner Pflicht entfernte.

Man

Man verlangte ferner, die Ansprüche des Herzogs von Bouillon, so wie auch das Haus Vendome sollten befriedigt werden. Man war allgemein willfährig in Ansehung des letztern; was aber den erstern Punct betrifft, — zu dessen Unterstützung der erste Präsident Molé angeführt hatte, es sey eine Souveraineté, um die man die Monarchie dadurch vergrößere, und ich hätte dem Eigenthümer billige gute Behandlung zugesagt — so erwiederte ich darauf: dies sey wahr, und ich habe bei dieser Gelegenheit nichts gethan, als was mir befohlen worden sey; ich habe mich aber wohl gehütet, zuzugeben, daß Sedan eine Souveraineté sey. Die Gerechtigkeit des Königs seyen mir zu wohl bekannt, um einen solchen Verstoß mir zu Schulden kommen zu lassen, und er selbst könne als rechtschaffener Mann diese Unabhängigkeit nicht behaupten. Denn da er General-Procurator gewesen sey, so habe er Gelegenheit gehabt, die königlichen Urkunden öfters zu sehen, aus denen ihm bekannt seyn könne, daß Karl VI. den Herrn von Sedan (das zween Brüder damals ungetheilt befaßen) blos erlaubt habe, Mauern darum aufzuführen. Hieraus aber ergebe sich ganz klar, daß diese zween Cavalere damals sich nicht hätten einfallen lassen, es unter einem so erhabnen Titel zu besitzen, den man ihm gegenwärtig so laut beilege, um den Preis davon zu erhöhen.

In Ansehung des Herzogs von Vendome sagte ich, allerdings hätte ich zwar bei der Unterhandlung über den Erbs für das Gouvernement Bretagne geäußert, die Königin würde die Verfügung treffen, daß ihm dafür die Admiralsstelle abgetreten würde: ich glaubte jedoch hierbei zweierlei erinnern zu müssen, was man mir unfehlbar zugeben würde. Einmal, daß wer seine Vermittlung in einer Angelegenheit verwendet, da-  
durch

durch sich nicht in Ansehung des Erfolgs verantwortlich mache; und dann, daß ich nicht habe voraus sehen können, das Haus Vendôme werde sich von der Treue gegen den König entfernen und die der Königin schuldige Ehesucht aus den Augen setzen. Hieraus nun zöge ich für mich die zweckgemäßen Folgerungen, stellte es aber übrigens Ihre Majestät anheim, Höchstdero Willensmeinung zu erklären.

Der Vergleich kam endlich nach mehreren Konferenzen zu Stande, und der Cardinal entschloß sich, mit dem Hause Vendôme in Verwandtschaft zu treten, was der Prinz anfangs guthieß, in der Folge aber tadelte.

Der Graf von Harcourt, der dem Könige bereits gedient hatte, wurde zum Kommando der Armee bestimmt. Der Prinz von Condé erklärte, er wolle von seinem Gouvernement Bourgogne Besitz nehmen, und sich zugleich der schönen Jahreszeit zu Wiederherstellung seiner Gesundheit und Anordnung seiner Angelegenheiten bedienen. Er war aber nebenher mit Eifer für das Interesse derer besorgt, welche die Häupter in der Empörung von Paris gewesen waren.

Ich bat die Königin, dies wohl zu erwägen, und die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen, indem ich mich überzeugt hielt, der Prinz stehe in Verbindung mit ihnen. Denn was sich hiergegen allenfalls noch wegen seines Bruders und Schwagers vorbringen ließ, fiel meines Erachtens weg, wo er mit Wärme sich für den Herzog von Bouillon interessirte.

Doch muß ich auch wieder dem Prinzen zum Ruhme nachsagen, daß er dem König einige Zeit abrieth, dem Herzog von Longueville das Gouvernement von Pont

Pont de l'Arche zu übertragen; nachher aber änderte er seine Meinung und davon weiter unten. Was den Herzog von Bouillon betrifft, so unterstützte er dessen obfchon sehr ungerechte Forderungen, wie wir fogleich hier fehen werden.

Sedan, das schon auf eine beträchtliche Summe gefchätzt worden war, wurde auf Bitte dieses Herzogs um dreitaufend Livres Einkünfte über den Anschlag erhöht, fo daß der Kardinal, ohne zu wiffen, warum, ihm hundert und achtzig taufend Livres geben ließ. Der Prinz und der Herzog gründeten hierauf die Hoffnung, daß man ihnen alles zugestehen würde, was fie wollten, ohne es erst genauer zu unterfuchen.

Da der Prinz von Condé sich des le Tellier verfichert hielt, fo machte er ihm den Antrag, auf die Bittfchrift des Herzogs den von den königlichen Commiffarien aufgefetzten Proces verbal abzulesen. Le Tellier lehnte es aber ab, indem Sedan zu meinem Departement gehöre, und er also dadurch einen Eingriff in meine Rechte thun müßte, wo er nicht Luft habe.

Der Prinz kam hierauf, nachdem er vergeblich verfucht hatte, ihn dazu zu bereden, zu mir, und machte mir denselben Antrag. Ich gab ihm darauf zur Antwort, ich fen jederzeit bereit, den Verbal-Process sowohl als das Bittfchreiben zu lefen; um aber die Ansprüche des Herrn Herzogs zu unterfuchen, wie Se Hoheit zu wünfchen schienen, müßte ich erst feine Gründe sowohl als die der königlichen Commiffarien wiffen, ehe ich ihr Verfahren billigen oder tadeln könnte.

Sie begaben sich weg, und ließen mir die Papiere des Herzogs von Bouillon zurück, in denen ich feine Forderungen, die erste ausgenommen, schlecht gegründet fand. Dies gab ich ihm zu verstehen, worauf er, schlecht

schlecht erbaut von meiner Antwort, sich eilig zu dem Prinzen verfügte, um ihm seine Beschwerden darüber vorzutragen. Er brachte ihn mit zu mir. Ich legte ihm meine Beweggründe dar, und da er nichts darauf zu antworten mußte, sagte Er Hoheit mir zornig: „Es scheint Sie wollen den Herrn Herzog nicht begünstigen!“

Ich suchte mich möglichst zu mäßigen und gab ihm zur Antwort: „Da ich das Amt eines Richters zu verwalten habe, wolle ich mich weder für noch wider erklären, sondern blos Recht und Billigkeit vor Augen haben. Wenn ich aber je einer Parteilichkeit fähig wäre, so müßte es zum Vortheil meines Gebieters seyn, überzeugt, daß Gott mir dies weit eher vergeben würde, als wenn ich dessen Vortheil irgend einem andern nachsetzte.“

Da der Prinz und der Herzog anstiegen zu befürchten, wenn ich in dieser Sache referirte, möchte sie nicht zu ihrer Zufriedenheit ausfallen, so hatten sie den Einfall, zum Kardinal zu gehen, und ihm zu sagen, sie würden als ein Gnadengeschenk annehmen, was man der von den Commissarien zugegebenen Erhöhung beifügen würde. Er gab ihnen zur Antwort, man müßte allerdings mich erst in der Sache hören; auf alle Fälle aber dürften sie alles hoffen von seinem Einfluß und dem Vergnügen, daß es ihm jederzeit gewährete, sich ihnen gefällig zu erzeigen.

Der Kardinal konnte es nicht erwarten, bis ich meinen Vortrag in der Sache gemacht hatte, sondern gab mir zu verstehen, er erwarte, daß ich den Herzog begünstigen würde. Ich gab ihm aber zur Antwort, er möchte doch nur wenigstens erst meine Gründe hören. Daraus schloß er, er müsse sich geirrt haben, oder von dem

dem Prinzen und dem Herzog übereilt worden seyn, und da er ihnen einmal Willfahung versprochen hatte, sagte er zur Königin: ohne das Recht des Königs und des Herzogs genauer zu untersuchen, müsse man letzterm fünftausend Livres Einkünfte über den Anschlag bewilligen. Ueberdies ließ er ihm ein Geschenk von hunderttausend Thalern machen, ohne andre Gründe dafür anführen zu können, als seine Begierde, sehen zu lassen, daß die Austheilung der Gnadenbezeugung von ihm abhängt.

Man wird sich stets wundern, daß der Cardinal dem Hause Bouillon Gnadenbeweise auswirkte, wenn man weiß, daß der Herr von Turenne, sein Möglichstes that, um die Armee des Königs, die er kommandirte, zum Dienst der Rebellen zu verführen, mit denen auch sein Bruder es hielt, dem dieser Monarch das Majestätsverbrechen vergeben hatte, daß er mit den Feinden des Staats verbündet öffentlich an der Spitze der Empörer gewesen war. Man wird, sage ich, sich nicht in das Benehmen dieser Eminenz finden können, wenn man sich nicht durch die Vermuthung und Beschuldigung zu erklären sucht, er habe die beiden Brüder auf seine Seite zu ziehen gesucht, um sie in künftigen Unfällen dem König, oder doch seinen Feinden entgegen zu stellen. Auch hatte er sich beredet, durch ihre Vermittlung sich wieder mit dem Prinzen ausöhnen zu können, welcher laut sagte, der Cardinal habe in keiner andern Absicht den Einfall bekommen können, mit dem Hause Vendôme in Verwandtschaft zu treten, als einzig, um sich des Schutzes von Seiten des Herzogs von Orleans und dieses Hauses, mit Geringschätzung des seinigen zu versichern.

Der Graf Harcourt hatte Befehl, Cambrai einzuschließen und zu belagern, und diese Unternehmung würde

würde auch wirklich gelungen seyn, wenn er etwas mehr Zutrauen zu dem Glück des Königs gehabt hätte; denn eine kleine Unterstützung an Cavallerie war noch kein Grund die Belagerung aufzuheben. Weil er aber diesen Succurs für beträchtlicher hielt als er war, so glaubte er sich zurückziehen zu müssen, nachdem unsere Posten auf der Seite, wo der Herr von Turenne commandirte, zurückgeworfen worden waren. Der Hof vernahm die Nachricht davon mit Schmerzen, es ist aber ziemlich wahrscheinlich, daß es dem Prinzen eben nicht sonderlich zu Herzen gieng.

Seine Mutter, welche während der Reise nach Bourgogne die Königin nicht verließ, söhnte ihn mit dem Cardinal wieder aus, dessen Freundschaft er sich daher versichert hielt. Da nun noch überdies der Prinz von Conti durch den Vergleich das Gouvernement von Danvilliers erhielt, so erblickte das ganze Haus Condé darinn einen Beweis, daß der Prinz in Gunst stehe. Zwar blieb seine Mutter dabei noch immer voll Mißtrauens; sie wußte es aber zu verbergen.

Der Herzog von Longueville fuhr seiner Seits fort, Pont de l'Arche zu verlangen, und der Gouverneur davon, der sich einige Zeit lang dagegen gesetzt hatte, gab endlich nach.

Um diese Zeit stiegen die Unruhen, die im Reiche gährten, höher, und verbreiteten sich bis in die entferntesten Provinzen, selbst in Provence, welches unternahm, was man nie gedacht hatte. Dies veranlaßte den Herrn von Emern, dem König die Einführung eines Semestre daselbst vorzuschlagen, wodurch Seine Majestät beträchtliche Summen gewinnen und Ihr Ansehen auf immer in dieser Provinz sicherstellen würden;

Dennoch wenn auch ein Semestre fähig seyn sollte, widrige Entschlüsse zu fassen, so würde das zweite ihm entgegen arbeiten, und überhaupt beide um die Weite bemüht seyn, sich für das königliche Interesse eifrig zu beweisen, um die Aufhebung der andern Parthei dadurch zu bewirken.

Der Kanzler hatte sich von Emery für dies Project einnehmen lassen, als wir uns einst im Zimmer des Kardinals befanden, wo diese Sache zur Sprache kam. Ich widersprach aber beiden, und zeigte Er Eminenz, wenn der König darauf bestände, dies durchzusetzen, so würde die Provence sich unfehlbar empören. Ich führte hierzu als Gründe an, daß das Parlament zu Aix mit Männern von Stand besetzt sey, deren Verfall unvermeidlich sey, wenn die Sache wirklich zu Stande käme. Natürlich würden sie also sich aus allen Kräften dagegen setzen, und alle Mittel hiezu anbieten. Beim Aublick der Abnahme ihres Vermögens würden ihre Gattinnen sie und ihre Freunde zum lebhaftesten Widerstand anfeuern, und wenn dadurch zur Unnade gereizt, der König welche von ihnen bestrafen wollte, so würde die Provinz sich unfehlbar empören.

Der Kanzler und Emery, die sich durch meine Gründe nicht überzeugen lassen wollten, zogen auch den Cardinal noch auf ihre Seite, und dieser sagte zu mir: „Sie sehen, es sind zwei gegen Sie, und dennoch wollen Sie in einer Sache von solcher Wichtigkeit Ihre Meinung durchsetzen?“ — Ich gab ihm aber zur Antwort, man müsse die Stimmen wägen, nicht zählen.

Ich erinnere mich hierbei noch eines andern Falls, wo der Cardinal ebenfalls verrieth, wie wenig Kennt-

niß



nitz er von unsrer Verfassung hatte. Als ich ihm nämlich einst sagte, man müßte auf den Frieden bedacht seyn, fiel er mir bei, fragte aber doch, warum ich wohl so dringend dazu riethe? Ich antwortete: nicht nur weil er mir an sich nothwendig schiene, sondern auch, weil ich hell genug sehe, um zu begreifen, daß der Krieg nicht fortgesetzt werden könne, ohne die schon bestehenden Auflagen beizubehalten. Da nun das Volk erschöpft und folglich außer Stand sey, eine solche Last länger zu tragen, so würde es dadurch unfehlbar zu einem Aufstand kommen; der König würde also einen doppelten Krieg, und Mühe haben, sich so vieler Feinde zu erwehren. — „Wie! sagte der Cardinal, eine Last die schon seit zwanzig Jahren besteht, sollte unerträglich seyn? Das kann ich nicht glauben!“ — Ich lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. —

Der Prinz, der eine Zeit lang das Interesse des Herzogs von Angouleme unterstützt hatte, gab es auf, als er sich mit dem Parlement verband. — Da das Parlement zu Paris sich der andern, besonders derer zu Aix und Douen, angenommen hatte, so wurde das Senesier bei beiden wieder abgeschafft.

Der Hof machte um diese Zeit eine Reise nach Amiens.

In dem diesjährigen Feldzuge fiel nichts Besonderes vor, außer daß während desselben an einer vollkommenen Ausöhnung zwischen dem Prinzen und dem Cardinal gearbeitet wurde. Da ersterer sich überzeugt hielt, daß man aufrichtig mit ihm handle, so kam er nach Paris zurück, wo sein Bruder und der Herzog von Longueville ebenfalls eintrafen. Der Prinz von Conti wurde im Staatsrath zugelassen, und zum Unglück

C 2

wußte

wußte man es zu einer Trennung zwischen dem Herzog von Orleans und dem Prinzen von Condé zu bringen.

Der Coadjutor von Paris erklärte sich als Feind dieses letztern. Was zwischen ihnen vorfiel, ist eins der merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte \*). Ich kann mich hier nicht darauf einlassen, da ich, wie gesagt nur von Dingen reden will, an denen ich selbst Antheil hatte.

Der Prinz war kaum in Paris zurück, als er an dem Herzog von Orleans Kaltsinn gegen sich bemerkte; dennoch benahmen sie sich äußerlich mit vieler Artigkeit gegeneinander. Der Cardinal, dessen Geist sehr fähig war, Mißverständnisse zu erzeugen, brachte dem Prinzen Argwohn bei, und beredete ihn, der Coadjutor (ein Feind von Mazarin) stehe bei Monsieur in großem Credit, und habe beschlossen, den Prinzen, wenn er über die neue Brücke fahre, ermorden zu lassen.

Um die Herzoge von Epemon und Vouillon, das Haus Rohan-Guiméné und die Gräfin Fiesko in sein Interesse zu ziehen, wirkte der Cardinal um eben diese Zeit bei dem König aus, daß sie sich bei Audienzen bedecken dürften, und ihre Töchter, so wie auch diese Gräfinn, das Labouret erhielten.

Sie wurden demnach in den Besitz dieser Ehre gesetzt; allein der Adel formalisirte sich darüber und sagte unter andern: unter der Regierung einer Frau und eines Kindes könne man freilich alles wagen. Er hielt eine Versammlung, die sich zu der Assemblée der Geistlichkeit schlug, welche um eben diese Zeit gehalten wurde. Diese beiden Stände schickten gemeinschaftlich Deputirte an den König, um über die eingerissenen Mißbräuche im Staat, Beschwerden zu führen, denen nur durch eine Versammlung der Notabeln abgeholfen werden könnte.

Der

Der Adel beschwerte sich dabei noch besonders, daß man gewisse Häuser vor andern, die ihnen doch in keiner Rücksicht nachständen, distinguirten wolle.

Man versuchte alles Mögliche, um diese Versammlung auseinander zu bringen; da aber alle Bemühungen dagegen fehlschlügen, so wurden die erteilten Vorzüge zurückgenommen, und man versprach die Zusammenberufung der Reichs-Stände.

Der Prinz billigte zwar nicht, daß diese Vorzüge so vielen Häusern erteilt wurden; aber doch hätte er gern einige begünstigt gesehen, wie das von Vouillon. Darum lag er der Königin unaufhörlich an, daß die Urkunde, wodurch der König sich verbindlich gemacht hatte, die einen zum Nachtheil der andern zu erheben, unterdrückt werden sollte. Zum Unglück für ihn war sie aber mir in Verwahrung gegeben worden, und ich nahm keinen Anstand, der Königin zu sagen: diejenigen, die sich so sehr um deren Herausgabe anlagen, kümmerten sich wenig darum, was daraus etwa für Sie erfolgen möchte, setzten also Ihr Interesse ihrem eignen Privatvorteil nach.

Da Sie zweimal in mich drang, Ihr diese von le Tellier und mir unterzeichnete Schrift auszuhändigen, so sagte ich, um dies abzulehnen, sie könnte ja durch eine zweite widerrufen werden. Da aber dies denen, die dabei interessiert waren, nicht genügte, so giengen sie den Kardinal darum an, daß er mit mir darüber sprechen mußte.

Er thats, und tadelte mich dabei wegen der Schwierigkeit, die ich machte, der Königin zu gehorchen. Nachdem er aber seine ganze Beredsamkeit erschöpft hatte, mich dahin zu bringen, wo er mich haben

ben wollte, sagte ich ihm blos mit den Worten eines Heyden, er rede

er ihre aber, wenn er glaube, mich zwingen zu können, für ihn zu thun, was ich der Königin verweigert habe; Ihre Majestät hätte das Recht, mir zu befehlen; Andre könnten versuchen, mich zu bereden; doch würde dies nicht ganz leicht seyn.

Die Eminenz steckte sich hierauf hinter die Königin, welche mir sagte: „ich möchte gern einen Beweis Ihrer Affectiön haben. Sehen Sie zu, ob Sie mir ihn wohl versagen könnten“. — Gern hätte ich ihr, wie Aeolus der Juno geantwortet); ohne mich indessen der Worte Virgils zu bedienen, versicherte ich ihr: ich müßte nichts, was ich nicht thun würde, wenn es darauf ankäme, mich Ihr gefällig zu erzeigen.

„Nun denn, sagte sie, so stellen Sie dem Prinzen die Schrift zu, deren Zurückgabe er schon so lange her so eifrig betreibt“.

Ich versprachs und sagte es le Tellier, der mir unaufhörlich darum anlag, und dem Prinzen keine angenehmere Nachricht bringen zu können glaubte, wobei ich ihm zugleich sagte, ich hätte mich sogar erböten, sie ihm einzuhändigen.

Der Prinz schickte einen von seiner Dienerschaft zu mir, und ließ mir sagen, ich möchte ihn morgen früh erwarten, indem er nicht gerne wollte, daß ich nach seinem Palais gieng. Diese Aeußerung bekümmerte mich; indessen versprach ich, seiner gewärtig zu seyn.

Er kam auch richtig um neun Uhr. Ich gieng ihm entgegen, und stellte ihm die Papiere zu, die er so sehnlich gewünscht hatte. Indem ich ihm mein Compli-

pliment machte, erkundigte ich mich zugleich: warum er sich denn her bemüht und nicht habe zugeben wollen, daß ich zu ihm käme?

„Dies — antwortete er — that ich, weil man sonst hätte denken mögen, Sie kämen zu mir, um zu „negociiren“.

Nehmen doch, sagte ich, wohl Andre sich diese Freiheit, und wenn ich mir sie nähme, so würde man hoffentlich nichts dagegen haben können? Ich merke aber wohl, was dies heißt. Da ich es nicht gethan habe, so werden Sie es übelnehmen. Ich werde mich künftig darnach zu richten wissen.

„Lassen Sie uns ein paarmal in Ihrem Cabinet „auf und abgehen,“ — sagte er, und als wir darin waren, fuhr er fort. Sie haben mein Benehmen gegen die Königin getadelt, ohne Zweifel aber bloß, weil Sie nicht wissen, daß sie mir das Gouvernement von Pont de l'Arche versprochen, es aber nicht gehalten hat“.

Ich gestand ihm, dies sey mir etwas ganz Neues, und befremde mich um so mehr, da er darauf gedrungen habe, es dem Herzog von Longueville zu verleihen, nachdem ich ihn doch hätte sagen hören: Lieber müsse man den dritten Theil des Reichs wagen, als dies thun; ich begreiffe, aus mehreren angeführten Gründen, nicht, warum er wohl von dieser Meinung abgegangen seyn müßte; aber bitten müßte ich ihn, mir es zu gut zu halten, wenn ich zweifelte, daß die Königin es wirklich versprochen hätte.

„Freilich hatt' ich mich in der Sache nicht eben „an sie gewendet, sondern an den Kardinal, der „mir versprach, sein Möglichstes zu thun, um mich zu „befriedigen“. —

Dieser kann, antwortete ich, auch wirklich sein Möglichstes gethan haben, ohne etwas auszurichten; und so hätten Sie also keine Ursache, sich über die Königin zu beschweren, wohl aber, mit dem Kardinal zufrieden zu seyn.

Er gab mir hierauf eine Antwort, die mich so sehr bestrebete, als die bittern heftigen Reden, deren er sich bediente, um seinen Zorn an den Tag zu legen. Ich sagte ihm daher: Ihre Ausdrücke und Gedanken, gnädiger Herr, sind empörend in Rücksicht auf die Verbindlichkeiten, die Sie der Königin haben; denn Ew. Hoheit wissen wohl, daß diese Fürstin keine Beleidigungen verdient. Wenn sich ereignet, daß der Gebieter, um einen alten Diener nicht durch einen andern unterdrücken zu lassen, einen Schritt thut, der in Anspruch genommen werden könnte, so entschuldigt er sich mit seiner Freundschaft für den, den man unterdrücken will; kommt aber eine Dame in denselben Fall, so wird es stets übel ausgelegt; denn wenn man ihr Ehrfurcht schuldig ist, so wird man getadelt, wenn man diese gegen sie aus den Augen setzt. Sie wissen wohl, daß die Königin nicht so behandelt werden sollte, da es keine Wohlthat noch Gnade giebt, um die Sie bei Ihr vergebens angehalten hätten.

„Und was wären denn dies für Gnaden? Wollen Sie wohl hier in Anschlag bringen, daß sie mir das Gouvernement einer Provinz und eines Plazes verlieh? Dies hatte man schon meinem hochseeligen Vater noch vor dem Tode des vorigen Königs versprochen.“

Meine Antwort war: ich gäbe zu, daß der Bischoff von Beauvais es versprochen gehabt, daß aber die Königin diesem geistlichen Herrn es erst möglich gemacht habe, Wort zu halten.

Ausser

Außer sich vor Zorn sagte er hierauf: „Und meine geleisteten Dienste rechnen Sie für nichts?“

O, weit höher, als Ew. Hoheit selbst die Bescheidenheit nicht zuläßt. Da aber die Gelegenheit sich darbietet, so achte ich mich verpflichtet, Ihnen, gnädiger Herr, zu sagen, daß nicht der Staat Ihrem Glück seine Größe dankt, sondern daß vielmehr umgekehrt, Sie der königlichen Macht Ihren Ruhm zu danken haben. Jeder andre hätte können die königlichen Heere kommandiren, und dabei eben das Glück haben, wie Ew. Hoheit. Ehe Sie dem Staat beträchtliche Dienste leisteten, hätten andre es ebenfalls thun können. Hätte man aber alles belohnen sollen, wie Sie belohnt wurden, die ganze Monarchie hätte man darüber zerstückeln müssen.

Es schlug Mittag, und der Prinz Conti pochte an meine Cabinets-Thüre, um seinen Bruder zu benachrichtigen, daß es Zeit sey in die Messe zu gehen; denn es war Sonntag; sie hatten noch keine Messe gehört, und Prinz Conti war sehr andächtig. Dies machte also unsrer Unterredung ein Ende.

Von diesem Tage an schien das Zutrauen des Prinzen zu mir, gesunken. Indessen hielt er sich des Hof's, den er ganz zu lenken wäyhnte, und der Ruhe von Seiten des Herzogs von Orleans versichert, in der Voraussetzung, daß dessen Einfluß geringer sey, als der seinige. Die verwittmete Fürstinn schöpfte zwar aus dem Kaltsinn der Königin einigen Verdacht; allein der Kardinal benahm sich gegen den Prinzen mit so tiefer Verstellung, daß auch die hellsehendsten endlich seiner Meinung wurden, die auf folgendem Raisonnement beruhete: „es würde äußerst schwer halten, mich

„ohne die Einwilligung des Herzogs von Orleans zu

„arretiren. Da nun dieser vor dem Abt de la Riviere kein Geheimniß hat, so bin ich sicher, daß ich nichts zu fürchten habe; denn der Abt würde mir unfehlbar Nachricht davon geben, wenn er etwas dergleichen vernähme.“

Es gab indessen doch welche unter seinen Kreaturen, die Verdacht schöpften, und ihm rietthen, sich lieber zu St. Maur als zu Paris aufzuhalten, um sich desto leichter entfernen zu können, wenn er etwas von einem Anschlag auf seine Person entdeckte.

Wer kann aber dem entgehen, was Gottes Vorsehung über ihn beschlossen hat? Der Cardinal erregte in dem Herzog von Orleans Argwohn gegen den Abt Riviere in Ansehung des Prinzen, und wußte ihm dann seine Einwilligung zur Verhaftung des Prinzen abzulocken, indem er ihm vorstellte, es sey ein hochhersehrender Kopf, der bei mehreren Gelegenheiten den Respekt gegen S. K. H. aus den Augen gesetzt habe; diese igeige Einwilligung sey ein Mittel zu zeigen, daß Er einzig dem König anhänge, dessen Ansehen dadurch befestigt würde. Da überdies noch der Herzog von Freunden des Coadjutors, erklärten Feinden des Prinzen, umgeben war, so willigte er um so leichter in alles, was man von ihm verlangte.

Die Ausführung eines solchen Vorhabens hatte indeß ihre Schwierigkeiten; denn man mußte zu gleicher Zeit die beiden Brüder und ihren Schwager, den Herzog von Longueville, einziehen. Kein Ort schien bequemer dazu als das Palais Royal. Auch wurde eine gute Anzahl Truppen dazu erfordert, um sie nach Vincennes zu bringen, weil der Prinz in Paris eine große Menge ihm ergebener Officiers von den auf seinen Namen geworbenen Truppen hatte, von deren Bravour

allers



allerdings zu besorgen war, sie möchten das äusserste was gen, um ihn wieder in Freiheit zu setzen.

Als dannoch der Tag zur Ausführung festgesetzt war, ließ man die Compagnien von den königlichen Haus-Truppen aufsitzen, und auf dem Hofmarkt aufmarschiren. Auf die Nachricht hievon fragte der Prinz beim Cardinal um die Ursache an, und erhielt zur Antwort: man habe Kundschaft, daß Descoustures sich davon machen wolle, und habe daher Truppen zusammengezogen, um sich seiner zu versichern.

Da Descoustures ein erklärter Feind des Prinzen war, so bezeugte dieser große Freude hierüber, und untersuchte die Sache nicht weiter. Man hatte ihn lange mit der Hoffnung hingehalten, denselben einzuziehen, und sogar äußerlich alle Mühe deshalb angewendet. Viele Leute glaubten indessen, man wolle blos den Schein davon haben, ohne die Sache selbst zu wünschen; nur der Prinz allein, überzeugt von der Redlichkeit des Cardinals, nahm für baares Geld, was man ihm vorspiegelte.

Als er sich einst mit mir hierüber unterhielt und dabei die Sache nicht so schwer fand, wie man ihm sie vorstellte, fragte ich ihn, ob er denn wirklich Descoustures gefangen haben wollte; und als er es bejahte, versicherte ich ihn: ich verlange blos drei Tage um seinen Aufenthalt ausfindig zu machen, und dann würde ich blos einigen mir bekannten Officiers von der Stadtwache Nachricht davon geben, die mir behülflich dazu seyn würden, Descoustures fest zu nehmen. Dies that ich auch wirklich; und sie versprachen mir, von ihrer Seite möglichst dazu mitzuwirken.

Ihre Bemühungen waren nicht vergeblich. Sie entdeckten seinen Schlupfwinkel, und sagten mir, was man

man zu thun hätte, um sich seiner zu versichern. Ich sagte dies dem Prinzen; er sprach mit dem Cardinal, und — erhielt zur Antwort: „es würde die königliche Gewalt kompromittiren heißen, wenn man jemand, der in der Stadt, nahe an der Metropolitankirche wohnt, einziehen wollte!“ —

Ohne dies genauer zu prüfen, begnügte sich der Prinz damit und sagte mirs wieder. Ich gab ihm aber zur Antwort: „man könnte sich doch nie vorstellen, daß ein Mensch, der in Furcht schwebt, seine Zuflucht nicht an einen Ort nehmen würde, wo er nicht ohne Schwierigkeiten aufgehoben werden könnte. Da es indessen eine bedenkliche Sache ist, so liegt es auch Ihnen ob, zuzusehen, ob die Münze womit man Sie bezahlt, wohl auch von gutem Schrot und Korn sey. Ich meines Theils muß Ihnen offenherzig bekennen, daß ich sie nicht für voll nähme.“ —

Die Prinzen Condé, Conti und der Herzog von Longueville begaben sich in das Palais Royal, um angeblich den Staatsrath beizuwohnen. Ehe ersterer von Haus wegging, warnte seine Mutter ihn, es giengen Dinge vor, die allerdings argwohnen ließen, man wolle ihn in Verhaft nehmen; denn, fügte sie hinzu, sie kenne die Hoflust aus eigener Erfahrung. „Was hab ich denn zu fürchten? — sagte er — der Cardinal ist ja mein Freund.“ — Woran ich zweifle! sagte sie. — „Sie irren, erwiederte er, denn ich kann mich auf ihn verlassen wie auf Sie!“ — Die Fürstinn schloß mit den Worten: Gebe Gott, daß Sie nicht irren!

Die Königin stellte sich unpäplich, und blieb im Bette, um nicht durch eine Veränderung in ihren Gesichtszügen verrathen zu werden. Alle  
Fein-

Feinde des Prinzen erschienen im Palais Royal mit ihren Degen. Diejenigen, die dem Conseil be-  
wohnen mußten, fanden sich zur gewöhnlichen Stunde  
ein. die zugleich zur Ausführung bestimmt war. Die Kö-  
niginn sagte, man möchte in die Gallerie hinüber gehen,  
damit sie aufstehen könne; worauf der Prinz und bald  
nach ihm der Abt Riviere sich entfernten.

Da wir, der Graf von Avaux und ich, vor dem  
Kanzler da waren, wunderten wir uns, den Kardinal  
nicht zu finden. Da uns aber einfiel, daß man aus  
seinem Zimmer dahin kommen könne, so dachten wir,  
er werde es gethan haben.

Hier erklärte dann dieser heilige fromme Minister  
dem Abt la Riviere, was beschlossen worden sey, wor-  
auf ihm dieser antwortete: „Sie haben mir ein Ge-  
heimniß daraus gemacht; ich bin bei meinem Gebies  
ter zu Grund gerichtet“. Der Kardinal wollte ihn  
beruhigen; der Erfolg bewies aber, daß der Abt sich  
vollkommen gut auf die Denkart des Herzogs ver-  
stand, und daß der Hof ihn hatte stürzen wollen.

Der Graf d'Avaux und ich hatten eine Unterhal-  
tung angefangen, und setzten uns damit zum Kamin.  
Der Kanzler und die Prinzen kamen auch dazu. Con-  
de sagte zu ihm: „Wir haben eine Sache, die Rent-  
ner betreffend, die mir wichtig genug scheint, um eine  
etwas sorgfältigere Untersuchung zu verdienen; denn  
sie könnte leicht von unangenehmen Folgen seyn“. —  
Da der Kanzler hingegen das Verhalten des Conseils  
rechtfertigen wollte, gab ihm der Prinz darauf zur Ant-  
wort: „Die Sache verdient wirklich, mit reifem, ruhi-  
gem Verstand erwogen zu werden. Was aber auch  
darauf erfolgen mag, so werde ich wenigstens nicht här-  
ter und vielleicht wohl weniger darum getadelt wer-  
den, als diejenigen, die sich damit befassen“. —

Wäh-

Während der Prinz hier mit dem Kanzler sprach, trat Guitaut, Capitain von der Leibwache der Königin, nebst Cominge und einigen andern Officiers von seiner Compagnie, in die Gallerie; und der Prinz von Condé, der darin auf und nieder gieng, war nicht wenig betreten, da dieser, als er an ihn kam, ihm sagte: er habe Ordre, ihn nebst dem Prinzen Conti und dem Herzog von Longueville zu verhaften.

Condé kam zu uns her, um den andern zu sagen, sie seyen Gefangene im Namen des Königs, und Herr Guitaut habe Befehl, sich ihrer Personen zu versichern. Der Kanzler, der gar nicht um den gefaßten Entschluß gemußt hatte, war sehr betreten hierüber, und sagte endlich: es werde wohl ein Scherz von Guitaut seyn. Der Prinz gab ihm aber zur Antwort: „Gehen Sie nur zur Königin, und melden Sie ihr immerhin, wie hier gespaßt werde. Ich für mich halte es für vollen Ernst, daß ich arretirt sey.“

Guitaut trat hierauf vor, um den Prinzen in den Garten hinab gehen zu lassen. Vor der Thüre stand ein Wagen bereit. Der Prinz sagte zu mir noch mit viel Güte und Stolz zugleich: „Herr Graf, da ich oft Beweise von Ihrer Freundschaft und Großmuth erhalten habe, so verspreche ich mir, daß Sie dereinst dem König meine geleisteten Dienste bemerklich machen werden“. Der Prinz Conti umarmte mich und nahm Abschied von mir.

Nie hat wohl jemand, in welchem Stand er auch geböhren seyn möchte, einen harten Glückswechsel mit mehr Gleichmuth ertragen, als diese Prinzen. Auf die Aeußerung des Herzogs von Longueville, man müsse zu entkommen suchen, antwortete der Prinz Condé: jeder Ausgang ist besetzt; und Conti setzte hin-  
zu:

zu: „Gott hat mich erhört; denn oft schon wünschte ich, wenn Ihnen ein Unfall zustößen sollte, ihn mit Ihnen zu theilen.“

Suitaut drang in sie, sich wegzubegeben. Sie machten auch keine Schwierigkeit und als sie in den Garten hinabgiengen, kamen die Königin, der Herzog von Orleans und der Cardinal in die Gallerie. Dieser wollte die Gründe anführen, warum Ihre Majestät dies Verfahren für nöthig erachtet hätten, und bezeugte offenbar seine Freude über das von ihm gehofte Frohlocken des Volks; doch fragte er mich, was ich von der Sache hielte.

Meine Antwort war: „ich wäre nicht gewohnt, zu tadeln, was die Gebieter thäten; da indessen die öffentliche Freude blos von dem Haß herrührte, den man gegen den Prinzen darum gefaßt habe, weil man ihn für einen Freund Sr Eminenz hielte, so würde man in acht Tagen seinen Unfall beklagen, in vierzehn sich nach ihm sehnen, und überall seine großen Thaten im Dienste des Königs zum Gegenstand der Unterhaltung machen“.

Empfindlich darüber, daß ich nicht seiner Meinung war, sagte der Cardinal zu mir: der Prinz liebte Sie nicht!

Richtig — sagte ich — und Ihnen hatte ich es zu danken. Da indessen unsre Uneinigkeit blos mit Kreide angezeichnet war, so fuhren wir mit einem feuchten Schwamm darüber; und so sey sie vertilgt und vergessen.

Es verdross ihn, daß ich nicht Feuer fangen wollte; er setzte daher hinzu: der Prinz achtete Sie nicht!

Ist mußte ich ihm antworten: ich hätte Ursache, vom Gegentheil überzeugt zu seyn, nicht nur weil sein Benehmen gegen mich im Augenblick seines Falles mir dafür bürgte, sondern auch weil ich mein Verhalten nach genauer Prüfung so rein fände, daß ich mich dadurch wohl nicht der Achtung eines Mannes von Rechtschaffenheit und Ehre verlustig gemacht haben könnte.

Um unsrer Unterhaltung ein Ende zu machen, sagte er hierauf: „Die Königin hat Sie dazu ersehen, der Fürstin die allerhöchste Verfügung zu hinterbringen, mit dem Befehl: daß alles zum eignen Besten der Prinzen und ihrer Häuser geschehen sey. „Denn es ist doch allemal besser, man erfährt Nachrichten dieser Art durch Freunde als durch Feinde; „wäre es auch bloß darum, weil jene getreu erzählen, diese aber leicht vergrößern oder verringern; was oft viel Unheil stiftet!“ —

Ich befolgte den erhaltenen Befehl und gieng in das Hotel de Condé, wo ich ziemlich lange auf die Fürstin zu warten hatte; denn sie war ausgefahren. Sie erfuhr daher diese unangenehme Nachricht nicht von mir zuerst, sondern von der Frau Herzogin von Longueville, die ihr ein Wort ins Ohr sagte, ehe ich anfing meinen Auftrag auszurichten. Sie schien unruhig darüber zu werden; ihre Geistes-Stärke und Gegenwart aber ließen sie nichts sagen, was ich der Königin nicht hätte wiederholen können.

1650.

Die Herzogin von Longueville verließ Paris, und entschloß sich, nach der Normandie zu gehen. Sie war zum Theil Ursache, daß der König nach Rouen reiste, von

von wo aus er die Städte Dieppe und Caen auffordern ließ, die sich auch ergaben. Nachdem sie sich eine beträchtliche Zeit lang an verschiedenen Orten des Königreichs verborgen gehalten hatte, gieng sie nach Stenai; dort begann sie, unter dem Vorwand einer ungerechten Verhaftung ihrer Brüder und ihres Gemahls, Krieg zu führen.

Nach einigem Aufenthalt zu Rouen kam der König nach Paris zurück, von wo er bald wieder nach Bourgogne abreiste. Der Herzog von Vendome, der das Gouvernement von dieser Provinz hatte, belagerte die Stadt Bellegarde, welche capitulirte, und hierinn dem Beispiel des Schlosses von Dijon und der übrigen Plätze folgte.

Nachdem die Ruhe in Burgund hergestellt war, kam der König wieder nach Paris, gieng aber von da nach Guienne, weil die Nachricht einlief, Bourdeaux habe sich für die Prinzen erklärt, nachdem es die Prinzessin Conde und die Herzoginn von Longueville aufgenommen hatte. Der König beschloß es zu belagern, und um den Einwohnern allen Verdacht deshalb zu benehmen, nahm er das Gouvernement davon dem Herzog von Epernon ab, dessen Haus so wie das Schloß Trompette von dem Volk geschleift worden war, das nach Spanien und Engelland um Hülfe schickte.

Der Herzog von Bouillon, der sich mit den Prinzessinnen vom Geblüt in diese Stadt eingeschlossen hatte, ergriff die Waffen gegen den König. Ein gleiches that sein Bruder, der in spanische Dienste trat. Das Commando der Landarmee erhielt der Marschall de la Meillerane; das zur See Dognon. Nach einigen Tagen Belagerung capitulirte Bourdeaux, und öffnete seine Thore dem König, an welchen das Pariser Parlement

ment einige aus seinem Mittel abgeordnet hatte, und in allem die von Bourdeaux begünstigte.

Der König begab sich nach Guienne auf dem gewöhnlichen Weg. Ich folgte ihm, so wie auch Servien, der sein Logis vor den Staats-Secretärs haben wollte, und sich hinter den Cardinal steckte, um den Befehl dazu an die Quartiermeister auszuwürfen. Dies gelang ihm zu Angoulême, und da es eine unerhörte Sache war, so hielt man es sehr geheim.

Der Hof reiste von da nach Aubeterre; hier kam der Streit zum Ausbruch, und eine sehr unbedeutende Sache gab Anlaß zu einer Zänkerey, deren Servien sich nicht versehen hatte. Der Lärm kam von meinen Leuten her, die mir die Ordre der Quartiermeister meldeten, worüber ich mich bei der Königin beschweren zu müssen glaubte, wobei ich mich freilich etwas hitziger äußerte, als ich sollte. Man beobachtet aber nicht immer die Regeln des strengen Wohlstandes, wenn man wirklich beleidigt ist. Ich sagte also Ihro Majestät: ich hätte nie gedacht, daß Sie mir meine Ehre würde entziehen wollen.

„Wie? sagte sie, und dies wäre wirklich geschehen? Es ist mir nicht in den Sinn gekommen“.

Ja dies ist wirklich geschehen, durch den Befehl, daß Herr Servien vor mir logirt werden sollte, da er doch sonst mein Recht so gut anerkannte, daß er so oft wir auch zusammen logirten, jedesmal meinen Nahmen dem seinigen vorsezen ließ. Ist aber, gnädigste Frau, müssen wir hören, daß, ohne mich noch die Herren Staats-Secretärs zu hören, zu seinem Vortheil entschieden sey.

Die



Die Königin sagte mir, was man ihr angeführt habe, um für Servien zu entscheiden, und setzte hiezu: er sey Minister.

Ich antwortete ihr etwas zu rasch: ich kenne deren keine, als zu Charenton und in der Rue des Maturins!

Dies mißfiel Ihr; doch ließ sie sich damals nichts merken, vielleicht aus Rücksicht gegen meine Empfindlichkeit. Ich erhielt sogar von Ihrer Gnade, daß unsre Gründe gehört und uns Recht verschafft werden sollte.

Am folgenden Morgen gieng ich zum Kardinal, um mich bei ihm zu beschweren, daß er Serviens Parthie gegen mich genommen hatte. Er that alles Mögliche, um meine Geduld zu ermüden, und es dahin zu bringen, daß ich wieder weggieng; ich war aber fest entschlossen, ihn zu sprechen, und da er sah, daß seine List nichts verfangen wollte, so mußte er mich endlich vorlassen.

Ich stellte ihm mein Recht und den Grund meiner Beschwerde vor, und da ich sahe, daß er mir nichts antwortete, sagte ich noch: Herr Servien wollte mich angreifen; ich werde mich aber vertheidigen, da man mir nicht Recht schaffen will.

Dies sagte der Kardinal auf, um mir zu sagen: „er wird sich schon zu helfen wissen, und sollte er nicht stark genug seyn, so hat er mich zum Sekundanten“. —

Ohne mich dadurch schrecken zu lassen, antwortete ich ihm: bei der Würde, mit der Sie bekleidet sind, und bei der, die Sie in Frankreich haben, sollten Sie diese Sprache nicht gegen mich führen. Doch wird sie mich übrigens nicht abhalten, meinen Gang fortzugehen, und es wird sich zeigen, was daraus entsteht.

Ich begab mich weg, und bei dem nächsten Nachtquartier des Königs zu Contras wurde ich wieder in den Besitz meines Rechts eingesezt, Servien unbeschadet, d. h. mit Vorbehalt für ihn, seine Ansprüche durchzuführen. —

Von Contras gieng der Hof nach Libourne, wo die Abgeordneten des Parlements von Paris Audienz erhielten.

Die Siegel, die man dem Kanzler nahm, wurden dem Herrn von Chateaufneuf gegeben, der mit Le Tellier zu Paris blieb, um zu beobachten, was daselbst vorgienge, und den Herzog von Orleans zu bewachen, d. h. darauf zu sehen, daß er sich weder von den unruhigen Köpfen im Parlament, noch von den Freunden der Prinzen, noch denen des Coadjutors einnehmen ließe. Denn so wenig er auch Neigung für diese hatte, so merkte man doch auch Haß und Verachtung gegen die Regierung an ihm. Le Tellier bemerkte, sobald er zuerst mit Ihm spreche, könne er ziemlich zufrieden mit Ihm seyn; sobald aber der Siegelbewahrer oder sonst jemand mit ihm gesprochen habe, scheine er ganz umgeändert.

Unsre Rückkehr nach Paris wurde beschleunigt durch einen panischen Schrecken, den der Cardinal zu Bourdeaux nicht verbergen konnte, und durch sein Verlangen zu verhindern, daß der Herzog von Orleans sich nicht zum Partheihaupt in den Provinzen jenseits der Loire erklären möchte.

Ich hatte nichts zu thun bei dem Vergleich von Bourdeaux, theils weil ich bei dem Cardinal nicht in  
Gna.

Gnaden stand, der sich bloß Serviens Rath bediente, theils weil ich zu Bourdeaur krank wurde. Ich befand mich außer Stand von Geschäften reden zu hören, und war sogar, als der König nach Bourdeaur abgieng, so schwach, daß ich ihm nicht dahin folgen konnte. Während dieser Krankheit erhielt ich so viele Beweise von den gnädigen Gesinnungen Ihrer Majestäten, daß ich sie aus Bescheidenheit übergeben zu müssen glaube.

Da die Königin mir befohlen hatte, mich zu ihr zu verfügen, sobald meine Gesundheit es mir gestatten würde, so schiffte ich mich zu Blaye, wohin ich der Luftveränderung wegen gegangen war, ein, und war kaum zu Bourdeaur angelangt, als ich erfuhr, daß die Synoden von Oberlanguedoc und Oberguyenne sich versammelt hätte, unerachtet es ihnen durch die Edicte verboten war; und daß sie sogar die Frechheit gehabt hätten, Abgeordnete an den König zu schicken. Ich war der Meinung, man sollte ihre Deputirte nicht annehmen, Servien aber, der das Gegentheil behauptete, bewirkte, daß sie Audienz erhielten. Ich that mein Möglichstes um es zu hintertreiben, und da das Recht offenbar auf meiner Seite war, so führte man mir als Grund dafür an, wenn der König diese Deputirten nicht hörte, würde es einen schlimmen Eindruck machen, und zwar nicht allein bei denen, die sie geschickt hätten, sondern auch bei allen ihren Religionsverwandten überhaupt; in der gegenwärtigen Lage der Dinge aber sey es gegen das königliche Interesse, sie vor den Kopf zu stoßen; dabei gebe es noch überdies ein Staats-Temperament das man treffen könnte, und das sie auch sich gefallen lassen zu wollen schienen.

Dies Temperament bestand nun darinn, daß man sich der Ausdrücke: die an Uns Abgeordneten

bedienen wollte, ohne der versammelten Synoden Meldung zu thun. Darauf nun antwortete ich, dadurch würde zwar einigermaßen der äußere Schein gerettet; man müsse aber doch sich auf einen festen Fuß mit ihnen setzen, so daß man sie zum Schweigen bringen könne, wenn sie ihrem Versprechen zuwider handeln wollten. Dies wurde so ausgemacht, wie man uns hinterbrachte, aber nicht ausgeführt, denn der König hatte mißliebig zu bemerken, daß einer seiner Unterthanen den Respect gegen Ihn aus den Augen setzte.

Der Hof schickte sich an, nach Paris zurückzukommen, wo die Feinde der Prinzen den Herzog von Orleans so eingenommen hatten, daß er darauf antrug, ihre Bewachung sollte ihm überlassen werden. Der Hof sah die Folgen davon, und dies gab dann mancherlei zu thun.

Die Königin wurde unterwegs krank, und war geneigt, zu Amboise zu bleiben, wo sie Zufälle bekam, die bei ihren Getreuen Besorgnisse erregten, für ihre Person sowohl als in Ansehung des Königs, der dadurch unter die Vormundschaft seines Onkels gekommen wäre. Sie hielten unter sich Rath, um die Freilassung der Prinzen zu bewürken, wenn dieser Fall eintrete, indem sie wohl einsahen, daß zu Befestigung des königlichen Ansehens zwei Partheien am Hofe seyn müßten, da bereits eine schon da wäre, von der man alles zu befürchten hätte; da mehrere Officiere sich dem Herzog von Orleans ergeben hätten; da unruhige Köpfe seine Protection suchten; und da alle zusammenwürkten, um ihn mächtig zu machen, und die Königin zur Abtretung des Ruders an ihn, zu vermögen.

Da

Da die Gesundheitsumstände dieser Fürstinn sich ein wenig besserten, so gieng sie von Amboise ab, und beschloß sich zu ihrer Erholung einige Zeit zu Fontainebleau aufzuhalten. Le Tellier gieng dem Hof entgegen, und bestätigte dabei, was er schon geschrieben hatte, daß es nämlich nicht schwer halten würde, den Herzog von Orleans zu lenken, wenn nur niemand um ihn wäre, der sich ein solches Uebergewicht bei ihm zu verschaffen wüßte, wie der Siegelbewahrer.

Dieser sagte nichts gegen le Tellier, und berief sich auf dessen Zeugniß, wie er sich erboten habe, den Herzog von Beaufort arretiren zu lassen. Le Tellier gab dies zu, zweifelte aber, ob das Erbieten je zur Ausführung gekommen seyn würde, und glaubte hiervon sichere Beweise zu haben.

Monsieur, der eine gewisse Abneigung zeigte, nach Fontainebleau zu kommen, gab dadurch ziemlich deutlich zu erkennen, sein Gewissen habe ihm mancherlei vorzuwerfen, und es war auch ganz ausgemacht, daß er mit den Frondeurs in Verbindung stand, und darauf ausgieng, den Kardinal zu verdrängen.

Dieser, einzig auf seine Erhaltung bedacht, stimmte die Königin schon zu Bourg dahin, daß sie die Prinzessin Condé und die Herzoginn von Longueville sprechen sollte, nicht etwa um ihnen Höflichkeiten zu erzeigen, sondern blos um den Herzog von Bouillon zu gewinnen, und dies brachte manche Personen auf die Vermuthung, daß hier der Grund zu der Freundschaft zwischen ihnen gelegt worden sey, die bis an den Tod dieses Herzogs dauerte. Er konnte indessen seinen Bruder, den Vicomte von Turenne, nicht sogleich aus dem spanischen Dienst wegbringen, so sehr auch dieser selbst wünschte, sich auszuföhnen, und seine Rathschläge zu befolgen.

Die Herzoginn von Longueville dagegen gieng von Bourdeaux nach Stenai, und that alles Erfinnliche, um Lurenne bei der spanischen Parthei zu erhalten, indem sie sich von dieser Krone eine vollkommene Verwendung für ihre Brüder versprach.

Da der Kardinal sich zu Paris nicht sicher glaubte, so sagte er, die Angelegenheiten des Königs riefen ihn nach Champagne. Er gieng hin, und da er es über sich erhalten hatte, etwas Aufwand zu machen, so bewürkte er die Einnahme von Rhetel. Der Herr von Lurenne, welcher befürchtete, wenn er nicht zum Ersatz anrückte, würde man ihm den Verlust des Places zur Last legen, brach auf, wurde aber angegriffen und geschlagen, von dem Marschall du Plessis Praslin, der das Kommando der Grenz-Armee hatte.

Da dieser Sieg den Kardinal ausblähte, verlangte er Marschallsstabe für diejenigen, die unter du Plessis kommandirt hatten, und begriff darunter auch den Herrn von Stampes, um dadurch dem Herzog von Orleans zu hofieren. Grancon, der ihn eben so gut verdient zu haben glaubte als diese, verlangte mit Drohungen gleiche Gnade, und ertröte sie auch wirklich von der schwachen Regierung. Da er, nämlich Commandant von Gravelines war, machte er sich dahin auf den Weg, und sagte ganz laut: wenn man ihn nicht auch zum Marschall mache, so werde er schon wissen was er zu thun habe. Man rief ihn zurück und that was er verlangte.

Die Krankheit der Königin hielt an, und Monsieur, der sie täglich besuchte, wenn sie ihre schlimmste Stunde hatte, unterhielt sie dabei gewöhnlich mit unangenehmen Dingen. — Der Kardinal, der große Dinge

Dinge für den Staat gethan zu haben währte, eignete sich den Ruhm zu, eine Armee besiegt zu haben, die er nicht einmal gesehen hatte; und unter diesem Vorwand wurden seine Freunde zu der ersten Würde im Staat emporgehoben worden. Er söhnte sich mit Monsieur aus, durch den Marschall von Stampes, und dies veranlaßte ihn, nach Paris zurück zu kommen. Weil er aber sich vor dem Volk fürchtete, so vermochte man den König ihm entgegen zu fahren, und da die Gegenwart Er Majestät ihn schüßte, erschien er wieder öffentlich und trat die Geschäftsführung wieder an, die er selbst in seiner Entfernung nicht aufgegeben hatte, indem bei Hof nichts ohne sein Vorwissen vorgenommen wurde.

Er hatte indessen dennoch eine doppelte Kränkung zu verschmerzen. Das Parlament that unaufhörlich Vorstellungen gegen ihn, selbst in seiner Gegenwart, und legte dabei die Unruhen im Staat ihm zur Last; die Frondeurs aber drangen beständig darauf, daß die Prinzen, die zu Vincennes waren, nach der Bastille gebracht, und ihnen zu bewachen gegeben werden sollten, indem, wie sie gerade heraus sagten, der Cardinal sich zum Herrn ihres Schicksals machen, und wenn er eine Parthei mit ihnen formire, die ihrige sehr dadurch geschwächt werden würde.

Der Tod der verwittweten Fürsinn erhöhte noch die Hoffnung der Feinde ihrer Kinder, und diese besorgten mit Recht, der Hof möchte sie endlich an ihre Gegner ausliefern. Es war ziemlich sonderbar, daß die Frondeurs für Vertheidiger der Prinzen gelten wollten; aber sie glaubten dem Cardinal zu schaden, gegen den sie ihren Groll nicht verbergen konnten.

Eines Tags fragte ich den Cardinal, ob er es nicht müde sey, sein Verhalten verschreien zu lassen, und

ob es nicht besser wäre, er vergliche sich mit den Prinzen, als daß er von ihren gemeinschaftlichen Feinden so viele Mißhandlungen erduldet.

„Wenn die Frondeurs — gab er mir zur Antwort — nicht bestimmt in zwei Tagen thun, was man von ihnen verlangt, so ergreife ich die Parthie, die Sie mir vorschlagen“.

Ich versetzte darauf, er möchte sich wohl vorsehen, ob es dann auch noch Zeit seyn dürfte.

Er erhielt von der Herzoginn von Equillon, daß sie die Citadelle von Havre dem Herrn von Bar anvertraute, in den er vollkommenes Zutrauen setzte, und der die Prinzen, die er bisher in Vincennes bewachte, von nun an zu Havre in Verwahrung hatte. Dies machte ihre Anhänger sowohl als ihre Gegner stutzig. Manche glaubten sie unrettbar, weil man den Ort ihrer Gefangenhaltung wechselte, und einer ihrer getreuesten äußerte seinen Kummer darüber gegen mich.

Ich sagte ihm aber, er möchte ganz ruhig seyn, indem die Prinzen nächstens wieder auf freiem Fuß seyn würden. Meine Gründe waren: daß ihre Feinde uns darum anlägen, und da das Interesse des Kardinals damit zusammentraf, so würde er sich unfehlbar dazu entschließen, nachdem er erst die Bedingungen festgesetzt und sich von ihrer Seite gesichert hätte. Dies war es eben, worüber die Feinde der Prinzen ihre Trostlosigkeit nicht verbergen konnten, denn sie besorgten mit Recht, bei ihrer unausgesetzten Mißhandlung des Kardinals und Beleidigung des Hofes möchte man ihnen endlich Personen entgegenstellen, welche fähig wären, ihrer Frechheit und ihrem Uebermuth Einhalt zu thun.

Sobald



Sobald die Frondeurs hörten, daß die Gefangenen nach Havre gebracht worden seyen, lagen sie dem Kardinal unaufhörlich um die Freilassung der Prinzen an, indem sie wohl unschuldig seyn müßten, da man nach einer jährigen Haft ihnen ihren Proceß noch nicht gemacht habe.

## I 6 5 1.

Da der Premier-Minister sich außer Stand sah, sich durch die von ihm während seiner Administration geschwächten Macht der Königin, länger zu behaupten, beschloß er, das Reich zu verlassen, nachdem er erst die nöthigen Verfügungen zu Freistellung der Prinzen ausgemüthet hatte. Er entschloß sich sogar, sich selbst zu ihnen zu begeben, und zu sehen ob er sie vermögen könnte, seine Vertheidigung und Protection zu übernehmen. Er hielt dies sehr geheim, bis den Tag vor der Nacht, in welcher er sich davon machen wollte; nun entdeckte er sich einigen, und äußerte sich auch gegen mich in Gegenwart der Königin, mit dem Beisatz, in Fällen, wo ich zum Besten Sr Majestät mich nach Rath umsehen möchte, sey er erbötig, mir seine Meinung jedesmal aufrichtig zu eröffnen. Er wollte, ich sollte ihm die meinige über sein iziges Vorhaben entdecken, nachdem er mir zuvor erklärt hatte, seine Absicht gehe einzig dahin, dem Publikum deutlich zu zeigen, daß es nicht ihm sondern dem königlichen Ansehen gelte; überzeugt, daß die Uebelgesinnten nicht aufhören würden, Schritte zu thun, die in einer Monarchie nicht geduldet werden könnten.

Ich dankte ihm für seine Artigkeit gegen mich, und lobte seinen Entschluß; noch wollte er mich darum noch nicht unter seine Freunde und Ergebene zählen. Er konnte seinen Haß auf meine Tochter, die Mar-

Marquise von Camaches nicht verbergen, sondern sagte zu mir: „im Wagen der Prinzess von Orleans hat sie „bitter auf mich losgezogen“.

Ich versicherte ihn, dies sey ungegründet, und meine Tochter und ihr Gemahl seyen dazu Sr Eminenz zu sehr ergeben. Auf seine Erwiederung, daß ich mich hierinn irre, versetzte ich, dies könne nicht seyn; sollten sie sich indessen dennoch einigermaßen in Ansehung Sr Eminenz vergessen haben, so wären sie zu entschuldigen, indem sie von ihm sehr mißhandelt worden seyn.

Hier flammte das Blut ihm ins Gesicht, der Zorn verschlang die Vernunft, und er fuhr heraus: „Sie „zeigen deutlich, daß Sie ein schlechter Hofmann sind: „Sie sollen aber wissen, daß ich Sie geringer schätze, „als den Boden auf den Sie treten!“ —

Sie sollten, Monsieur — erwiderte ich — von meiner Rechtschaffenheit überzeugt seyn, und mußten wissen, daß Sie mit keinem schlechten Menschen reden. Da Sie sich aber einmal so weit gegen mich vergangen haben, so mögen auch Sie wissen, daß, hielte die Ehrfurcht gegen die Königin mich nicht zurück, Sie nicht so leicht wieder zur Stadt hinaus kommen sollten, als Sie herein gekommen sind!

Um indessen der Königin einen Verdruß zu ersparen, verließ ich ihr Oratorium, und wartete im Zimmer, ob Sie mir etwas aufzutragen hätte.

Ich hörte daß der Cardinal, als er mit Ihrer Majestät allein war, Ihr seinen Verdruß darüber bezeugt hatte, daß sie mir nicht den Text recht gelesen habe, daß aber die Königin ihm zur Antwort gab: „Sie „wollt

„wollten aber auch einem Cavalier zu nahe treten, dessen Handlungen Ihnen doch hätten beweisen sollen, daß er nicht der Mann darnach ist, sich ungestraft beleidigen zu lassen, und der noch überdies Ihnen nichts gesagt hatte, was Sie als Beleidigung aufzunehmen hatten“.

Da er sich hierauf mit mir wieder ausöhnen wollte, schickte er le Tellier an mich, und ließ mich zu sich auf sein Zimmer bitten. Ich sagte diesem, ich wäre nicht abgeneigt, nur möchte ich zuvor gern wissen, in welchem Tone die Eminenz mit mir sprechen würde. „Denn, sagte ich, wollte er in demselben Tone fortfahren, den er bereits gegen mich versuchte, so könnte ich mich nicht mäßigen. Ich bitte Sie also mich nicht in eine Lage zu bringen, die ich gern vermeiden möchte“.

Le Tellier bürgte mir für den Cardinal, und führte mich nach dessen Appartement, wo ich wieder wegging, ohne Ursache gefunden zu haben, mich irgend zu beschweren. Ich begab mich darauf nach Hause, wo ich bald erfuhr, daß er in geringer Begleitung am folgenden Tag nach der Normandie, wo ihn unterwegs seine besten Freunde erwarteten, abgegangen sey, in der Absicht, mit den Prinzen zu unterhandeln, und sich der ausgewürkten Befehle entweder zu bedienen, oder sie zu verbrennen, im Fall sie unnütz wären. Sie waren an de Bar gerichtet, und giengen auf pünktliche Befolgung alles dessen, was der Cardinal ihm befehlen würde.

Personen, welche Zeugen von dem waren, was zu Havre vorgieng, versicherten, der Cardinal habe sich dabei demüthiger benommen, als diejenigen, die seiner Behauptung nach ohne seine Einwilligung nicht los-

kom-

Kommen konnten. Nach einigen Konferenzen, worinn die Prinzen ihm weder Schutz noch Beistand verhiessen, wurden sie in Freiheit gesetzt. — Der Kardinal gieng darauf über die Somme, und begab sich in das Bisthum Lüttich, auf dessen Bischoff er sich verlassen konnte.

Die Prinzen kamen nach Paris zurück, und machten Sr Majestät ihre Aufwartung. Da sie aber vom Hof alles befürchteten, so machten sie sich an den Herzog von Orleans, um sich zu decken, im Fall sie es dahin bringen könnten, an den Planen Monsieurs Antheil zu erhalten, den sie so stark in ihr Interesse zu verweben gedachten, daß keine Trennung zwischen ihnen bemerkbar wäre.

Der Geschäftsgang war damals sehr schläfrig. Die Königin that nichts ohne Vorwissen Monsieurs. Ueberzeugt, daß sie dem Kardinal versprochen habe, stets Rücksicht auf ihn zu nehmen, und dem König gleiche Gesinnungen einzusößsen, schlug dieser ihr, um sie davon abzubringen, vor, die Thormache der Bürgerschaft zu überlassen. Sie willigte darein, und Monsieur, der sich lieber durch seine eigne Augen überzeugen als auf die Treue der Bürger verlassen wollte, ließ oft nachsehen, was Ihre Majestäten machten. Dabei ließ er die Cavallerie Ronde halten, und hielt die Personen, denen er Treue und Gehorsam schuldig war, in einer Art von Slaverei.

Man hielt, wiewohl meines Erachtens mit Unrecht den Marschall von Villeroi für den Urheber von dem übeln Benehmen Monsieurs. — Der Kardinal hatte freilich die Königin bereden wollen, Paris zu verlassen, und sie selbst war durch die Geringschätzung, die Ihrem Ansehen daseibst widerfuhr, geneigt dazu gemacht worden.

den. Indem sie aber auf der einen Seite ihren guten Ruf und das Interesse des Königs, auf der andern das was die Neigung einer so muthvollen kühnen Fürstinn befriedigen konnte, in die Waagschaalen legte, sagte sie zu mir: „man muß lieber dulden, als etwas „zur Unzeit und auf Kosten seiner Ehre wagen“.

Ihr Entschluß, gnädigste Frau — sagte ich — ist Ihres Muthes und Ihrer Tugend würdig. Um Ew. Majestät die Größe davon ganz einsehen zu lassen, will ich Ihnen zeigen, wie leicht es wäre Ihre Entfernung aus Paris zu bewerkstelligen; dann aber sehe ich in der That nicht, wohin Ihre Absicht zunächst gerichtet seyn möchte: denn es wäre nichts leichter, als Ihre Neigung zu befriedigen, wenn sie nicht der Ver- nunft untergeordnet wären.

Chateaufort schien so sehr auf Seiten Monseurs zu seyn, daß die Königin ihm nicht wohl trauen durfte. Sie nahm ihm die Siegel, und gab sie dem ersten Präsidenten Mole. Da aber Monsieur sich darüber beschwerte, nahm sie dieselbe auch diesem, und gab sie dem Kanzler wieder.

Das Parlement versammelte sich alltäglich, auch der Herzog von Orleans und die Prinzen fanden sich dabei ein. Ich habe ebenfalls Platz darinn genommen, um dem Collegium (wenn ich nicht irre, noch vor dem Entschluß des Kardinals sich aus Frankreich zu entfernen) zu sagen, die Klugheit erfordere, Monsieur zu rathen, daß er zur Königin gehen möchte, ehe das Parlement noch über Vorstellungen an den König wegen Entfernung des Kardinals zu Rath gieng, und ihn zu versichern, daß Ihre Majestät gänzlich geneigt wären, sich mit ihm zu ver-

vereinigen, ihn anzuhören, und Rath von ihm anzunehmen.

Da ich nun überhaupt Befehl hatte, allen diesen Parlementsſitzungen beizuwohnen, ſo hörte ich eines Morgens über eine Bittſchrift an den König berathſchlagen, daß Er Mazarin, nebst Servien, le Tellier und Lyonne entfernen möchte. Die Gens du Parquet trugen darauf an. Die Gemäßigten glaubten, man müſſe es thun; die andern aber waren für ein noch ſchärferes Verfahren.

Als die Unſfrage an mich kam, ſagte ich, ich wäre für die gelindere Meinung, nicht als ob ich ſie für rechtmäßig hielte, ſondern weil ich mich dazu geneigt ſähe, indem wenig Anſchein vorhanden ſey, daß diejenigen, die bereits geſtimmt hätten, ihre Stimme zurücknehmen würden; übrigens müßte ich ſagen, daß die neue Art von Jurisprudenz, die man einführen wollte, mich allerdings befremde. „Iſt es denn — ſuhte ich — ſort — ein Verbrechen, mit den Großen nicht gut zu ſtehen? Ein Unglück mag es allerdings ſeyn; aber man beſtraft doch nie jemand, weil er fällt, wenn man ihn ſonſt kein Verbrechen darthun kann.“ —

Endlich kam es zum Schluß, der König ſollte geziemend darum angegangen werden, den Cardinal, Servien und le Tellier, die Königin aber, Lyonne von ſich zu entfernen.

Als die Sitzung zu Ende war, gieng ich nach dem Palais Royal, wo ich Servien fand, der bereits wußte, was in dem Parlement beſchloſſen worden war, und mir danken wollte, daß ich ſo dabei geſtimmt hatte. Ich unterbrach aber ſein Compliment, und gab ihm zu verſtehen, daß ich es annehmen würde, wenn ich dabei ihn vor Augen gehabt hätte; da aber einzig die Ge-

rech-

rechtigkeit und das königliche Interesse mich dabei geleitet hätten, so sände ich meine volle Belohnung dafür in dem frohen Bewußtseyn, meine Pflicht erfüllt zu haben.

Le Tellier zog sich zurück, und bat mich, sein Fach mit zu besorgen, wozu er seinen ersten Commis, le Roi, nebst einigen andern zurück ließ, um unter mir zu arbeiten, wie sie bereits bei den Reisen nach der Normandie, Bourgogne und Gouenne gethan hatten.

Einige Tage, ehe Lionne sich entfernen mußte, fragte er mich, ob ich es wohl zufrieden wäre, wenn die Königin in einigen Angelegenheiten des Kardinals eine Bitte an mich thäte. Ich gab hierauf zur Antwort: Ihre Majestät hätten zu befehlen; übrigens brauchte man sich nicht erst an Sie zu wenden, wenn das Begehren rechtmäßig wäre, indem das, freilich eben nicht verbindliche, Venehmen des Kardinals gegen mich, doch mich nicht abhalten würde, meine Pflicht zu thun. Beträfe es aber auch eine bloße von mir abhängige Gnadenfache, so würde ich mich dennoch um so bereitwilliger dazu finden lassen, um dadurch dem Cardinal zu zeigen, daß ich alles unter uns Vorgefallene bereits vergessen habe.

Es betraf eine Anweisung an die Marine-Kasse auf die Summe von dreißigtausend Thalern, die dem König zugesprochen und von ihm an den Cardinal abgetreten worden war. Ich versprach, das Begehren zu erfüllen, und unterzeichnete noch denselben Tag die Anweisung. Dies hatte für mich einen sehr höflichen Brief Sr Eminenz zur Folge, der ungefähr in denselben Ausdrücken abgefaßt war, deren weiland die Königin von Saba sich bediente, um Sr Salomonischen Majestät zu schmeicheln. Ich beantwortete ihn, wie es sich gehörte.

Da die Volljährigkeit des Königs herankam, so merkte man wohl, daß Monsieur sich gern der Königin unterworfen hätte, um ihre Huld wieder zu erlangen, wenn nicht Eins ihn abgehalten hätte, die Furcht nämlich, arretirt zu werden, wenn er käme; denn die Bürgerschaft, auf die er sich verließ, war nicht mehr bewaffnet. Der Prinz that ebenfalls Erbietungen dieser Art; aber blos in der Absicht, den Hof hin zu halten, damit seine Truppen Zeit gewännen, an Spanien über zu gehen, in dessen Dienste er treten wollte. Ohne vielleicht diese Absichten zu kennen, that ihnen Monsieur Vor-schub, indem er die Vereinzelnung dieser Truppen durch Vertheilung unter verschiedene Armeen, verhinderte.

Ich rieth der Königin, sich ihrer zu versichern, und sie zusammenhauen zu lassen, falls sie Miene machten, nicht gehorchen zu wollen. Die Ordre deshalb wurde wirklich dem Marschall von Aumont, der die Armee kommandirte, und dem Marquis von Castelnau, der unter ihm als lieutenant General diente, zugestellt. Ich will auch glauben, daß sie ihre Pflicht thaten; allein da die Soldaten den Vorsprung gewonnen hatten, kamen sie ins Lüttichsche, ehe man sie einholte. Hätte man sich besser beeilt, so würde man sie entweder zersprengt, oder im Dienst des Königs zurückbehalten haben.

Da der Prinz sich am Hof nicht allzu sicher glaubte, so ergriff er den Vorwand von seinem neuen Gouvernement Guienne Besitz zu nehmen, indem er Bourgogne an den Herzog von Epemnon abgetreten hatte. Sein Bruder und seine Schwester entfernten sich unter gleichem Vorwand nach Berry. Wahrscheinlich hätten sie sich Monsieurs versichert und von ihm das Versprechen erhalten, sich für sie zu erklären, im Fall der Cardinal nach Frankreich zurück käme, da sich leicht begrei-

fen



fen ließ, daß er alles Mögliche hierzu versuchen würde, und daß diesen Bemühungen die Neigung (l'inclination) und der Wille der Königin entspräche.

Auf Anliegen der Herzoginn von Eguillon, hinter welche Monsieur sich gesteckt hatte, ließ indessen die Königin dem Cardinal schreiben, er habe sich nach Italien zu entfernen, weil sein Aufenthalt an der Grenze mehreren Personen verdächtig sey. Ich expedirte und unterzeichnete dies Schreiben, was er mir bis an sein Ende nie vergeben wollte. Die Absendung und der Empfang dieses Schreibens muß hier bemerkt werden, weil es anderwärts wieder vorkommen wird.

Da der Tag, an dem der König für majorenn erklärt werden sollte, sehr nahe war, nahm die Furcht bei Monsieur so sehr überhand, daß er gar nicht mehr in das Palais Royal kam. Er hielt sich unter verschiedenen Vorwänden außer Paris auf, und gieng oft nach Limours. Man befahl dem Herzog von Damville und mir, zu ihm zu gehen, und ihn im Nahmen Ihrer Majestät zu dem sie de Justice einzuladen, worinn der König für majorenn erklärt werden sollte. Es schien uns, als ob er Widerwillen dagegen hätte, und den wahren Grund seiner Besorgniß nicht ganz verbergen könnte. Als ich daher äußerte: sie wäre ungegründet, sagte er: „ich habe die Königin beleidigt, indem ich die Vertreibung des Cardinals betrieb; ich darf ihr daher nicht trauen, noch mich an einem Ort einfinden, wo ich arretirt werden könnte“.

Noch manche Andre — sagte ich — haben die Königin durch ihre Mitwirkung hierzu beleidigt, und doch würde schwerlich einer davon Bedenken tragen, ihrem Wort zu trauen.

„Ich habe aber auch noch mehr zu besorgen, als die andern, weil ich größer bin, und der Königin mehr Verdruß gemacht habe“.

Ich nahm mir die Freiheit, hierauf zu sagen: „In sechs Monaten, wenn ich wieder komme, Ew. königl. Hoheit nach Hof einzuladen, werden Sie noch stärkern Widerwillen dagegen empfinden. Ich werde nach dem Grund davon fragen, und Ihre Antwort wird lauten: „Da ich mich nicht im Parlament einfinden wollte, als der König majorenn erklärt wurde, so habe ich ihn dadurch wohl beleidigt, und fürchte seine Empfindlichkeit darüber“. So werden Sie es stets umgehen, Er Majestät irgend einen Dienst zu leisten. Sie müssen also wohl — halten Sie mir meine Freiheit zu Gnaden — eine so starke Abneigung gegen Seine Person hegen, daß Sie endlich gar dadurch verleitet werden könnten, Ihm nach der Krone zu stehen, und Ihr Verbrechen würde in diesem Fall seine Entschuldigung in dem dadurch beweckten Guten finden . . . .

. . . . „Halten Sie — unterbrach er mich — halten Sie mich denn für schlecht genug, um einen solchen Gedanken zu hegen“? —

Nein, gnädiger Herr, antwortete ich, aber eben weil Sie ihn verabscheuen, warum wollen Sie nicht die Belohnung empfangen, die Sie durch so viele Dienste verdient haben, und nicht ein Verhalten beobachten, das eine Ihrer Prinzessin Töchter auf den Thron erheben könnte?

„Die eine ist zu alt, die andere zu jung; ich schmeichle mir also nicht mit dieser Aussicht. Denn selbst wenn die jüngste das gehörige Alter hätte, würde man meiner doch nur spotten“.

Sie

Sie werden nichts verlieren, wenn Sie Ihrer Pflicht Genüge leisten, und verdienen sich dadurch den Beifall der Rechtschaffenen. Sie werden die Veruhigung haben Sich von allen bemitleidet zu sehen.

Unerachtet er sich nicht bestimmt erklären wollte, ob er nach Paris kommen werde oder nicht, so urtheilte ich doch, daß er sich unfehlbar, aber spät, einstellen, am folgenden Tag im Parlement erscheinen und dann unmittelbar nach der Ceremonie wieder nach Limours gehen würde, was auch richtig erfolgte.

Der König war kaum für majorenn erklärt, so nahm er dem Kanzler die Siegel, und gab sie dem ersten Präsidenten Molé. Chateaufneuf stellte er an die Spitze seines Conseils, und gieng dann nach Fontainebleau, wo er sich einige Zeit aufhielt. Ich folgte Ihm nach zwei Tagen dahin, und fand, daß man ihn zu dem Entschluß veranlaßt hatte, nach Bourges zu gehen, was ich durch einen der Urheber erfuhr, der mich in Gegenwart der Königin fragte, ob ich es nicht gut fände.

Meine Antwort war: dazu müßte man erst versichert seyn, daß der Prinz von Conti keine Soldaten hinein gelegt und die Bürgerschaft in seiner Gewalt habe: wenn aber Besatzung in Bourges liege, so finde ich den dem König gegebenen Rath sehr verwegen.

Ich versah mich der Antwort nicht, die ich erhielt: „es gebe freilich der Leute manche, die nicht anders zurathen wollen, als wo alles ganz leicht und sicher sey.“

Da mich eine solche Aeußerung verdross, so versetzte ich darauf; „wir kennen uns ja schon lange her. Sie sind brav, zu Fontainebleau; ich fürchte aber sehr, „mor-

„morgen, wenns gegen die Loire hingeht, entsinkt Ihnen der Muth, und dann kömmt das Bravseyn an mich!“ — Chateauf, der dies mit anhörte, und ebenfalls an dem Rath Antheil hatte, sagte nichts dazu.

Am dritten Tag darauf gieng der Hof von Fontainebleau ab, bis Montargis, und am folgenden bis Gien, wo die Nachricht einlief, der Prinz Conti habe zwei bis dreitausend Mann Infanterie und einige Cavallerie in die Stadt gelegt. Dieselbe Person nun, welche ich vorhin erwähnte, traf mich bei der Königin, erzählte mir was ich gehört hatte, und fragte mich, was ich wohl dächte, daß zu thun wäre. Nach Bourges gehen! gab ich zur Antwort.

„Aber bedenken Sie doch, die Feinde sind ja Meister davon, durch die darein gelegte starke Besatzung!“

Ist konnte ich nicht umhin, mit Lächeln zu antworten: „sagt' ich's Ihnen nicht zu Fontainebleau, Sie seyen dort brav, ich besorglich; an der Loire aber würden wir wechseln! Damit Sie übrigens nicht glauben, ich rede wie ein Überwiziger, will ich Ihnen gerade heraus sagen, wie ich denke. Es wird nicht schimpflicher seyn, nach Nevers oder Lionnois, oder auch Bourgogne abziehen, nachdem man sich die Nase an den Thoren von Bourges verstoßen hat, als wenn man von dieser Stadt aus sich dorthin wendet. Ist dürfen wir keinen Schritt zurück weichen; es muß alles daran gewagt werden. Wer weiß, ob die Nachricht gegründet ist, oder was Gott über uns beschloffen hat? Es könnte wohl kommen, daß die Einwohner aus Empfindlichkeit über das ihnen erzeugte Mißtrauen irgend eine Bewegung machten, die wir uns zu Nutzen machen könnten“.

Dies machte ihm wieder Muth, und Chateauf, — der sich viel von den Einwohnern versprach, mit denen er stets einiges Verständniß unterhalten, und ihnen sogar versprochen hatte, daß der große Thurm an ihrer Stadt geschleift werden sollte, wenn sie Treue gegen den König bewiesen, — Chateauf war dafür, daß der König seine Reise fortsetzen sollte, jedoch nur in kleinen Tagereisen, damit man Zeit behielte, über die fernern Maasregeln zu berathschlagen.

Man gieng demnach bis Aubigny, wo Ihre Majestäten kaum abgetreten waren, als auch schon ein vom Rath von Bourges abgeordneter Echevin anlangte, um Sie der Treue ihrer Bürgerschaft zu versichern, und Sie um Fortsetzung Ihrer Reise zu bitten, mit dem Erbieten, Ihnen die Stadt zu übergeben.

Man kann sich leicht denken, ob dies gut aufgenommen wurde. Der Hof setzte seine Reise fort, und der Erfolg zeigte, daß der Schöffe wahr gesprochen hatte. Man erhielt zugleich Nachricht, daß eine für den Prinzen Conti geworbene Compagnie Reuter geschlagen worden sey, und daß er, seine Schwester die Herzoginn von Longueville, und ihr Gefolge, erschrocken über alle die Vorthteile, die der Hof erhielt, sich anschickten, Berrn zu verlassen, und nach Bourdeaux zu dem Prinzen von Condé zu gehen. Da die Erscheinung der königlichen Truppen ihre Furcht noch erhöhte, so führten sie ihr Vorhaben aus, und der König ließ, um die Treue der Einwohner von Bourges zu belohnen, ihren Thurm niederreißen.

Chateauf war der Meinung, der Hof sollte nach Poitiers gehen; die Getreuen des Königs aber, die zu Paris geblieben waren, meinten, Er sollte sich nicht weiter von dieser Hauptstadt entfernen, sondern

vielmehr sich wieder in Ihre Nähe ziehen. Ich stimmte ihnen bei; allein Chateauneuf brachte mich davon ab, indem er mir ein Schreiben aus Poitiers zeigte, worinn man meldete, daß der Prinz daselbst erwartet werde, und wenn er einmal im Besitz von dieser großen Stadt sey, so sey er dadurch der dazu gehörigen Provinzen, wie Angoumois, Saintonge, und selbst Guyenne, sicher, in welcher letztern er ohnehin so mächtig sey, daß er darinn gewissermaßen die Monarchie mit dem König theile.

Ich war daher mit dem Herrn von Chateauneuf der Meinung, man müsse dem Uebel vorbeugen, und zu dem Ende müßten Ihre Majestäten aufs schleunigste von Bourges dahin abgehen, ehe noch der Hof dahin aufgebrochen wäre.

Ich erhielt um diese Zeit einen Brief von dem Cardinal, als Antwort auf mein, dem obgedachten königlichen beigelagtes, Schreiben. Er klang ganz anders als der erste, und enthielt ungefähr folgendes: er erfahre gegenwärtig, daß Unglückliche keine Freunde mehr hätten, es befremde ihn, daß ich ihm in einem königlichen Schreiben gerathen, ja selbst vorgeschrieben habe, nach Italien zu gehen, da er doch die Befehle nicht habe erhalten können, ohne die er dort weder in Sicherheit noch auch im Stand wäre, Er Majestät nützlich zu werden.

Da diese Eminenz sich einbildete, ich würde dieses saubern Briefs gegen niemand erwähnen, so affectirte er ihn publik zu machen, und brachte Covieen davon am Hof in Umlauf, ehe ich selbst noch das Original zur Hand bekam. Mein Entschluß war auf der Stelle gefaßt, ihn nämlich der Königin zu bringen, mit der Bitte, ihn zu lesen, und mir zu erlauben, daß ich darauf antworten dürfte.

Die

Die Königin wollte ihn lange nicht annehmen; endlich aber gab sie meinem unablässigen Anhalten nach, nahm ihn, und gab mir ihn am folgenden Tag mit den Worten zurück: „man muß dem Verdruß des „armen leidenden Kardinals schon etwas zu gut halten.“ Sie mögen darauf antworten, nur aber anständig“. —

Ich bediente mich der erhaltenen Erlaubniß, und blieb dabei in den Schranken des Wohlstandes. Der Sekretär, sagte ich darinn, der den so eben von mir empfangenen Brief geschrieben habe, müsse sich wahrscheinlich in der Chifre vergriffen haben; kein rechtschaffener Mann im ganzen Reich könne mich fähig glauben, gegen jemand, dem ich meine Freundschaft und meine Dienste versprochen hätte, darum wortbützig zu werden, weil er in Ungnade gefallen sey. Der Brief, über den er sich beklage, sey mir befohlen worden, und ich hätte nicht ermangelt, dabei vorzustellen: die Schwierigkeiten, die man mache, ihm sein Verlangen zu erfüllen, wären ein rechtmäßiger Entschuldigungsgrund für ihn, ebenfalls zu unterlassen, was man von ihm verlange. Dann schloß ich mit den gewöhnlichen Complimenten.

Da der König entschlossen war, nach Poitou zu gehen, so befahl er dem Grafen Harcourt, den Er zum General Seiner Armeen erklärt hatte, Ihm zu folgen. Dies that er und rückte auf der Seite von Rochelle vor, wo er sich des Thurms bemächtigte. Er gieng darauf nach Angoumois, um den Entsatz von Cognac zu versuchen; ehe er es aber wagen konnte, that Gott eine Art von Wunder für den König. Denn das große Wasser riß die Brücke ein, die die Kommunikation mit dem Hauptquartier des Prinzen Condé unterhielt, der

Graf Harcourt ergriff die Gelegenheit, griff an, machte sich Meister davon, und warf mit Hülfe einiger Fahrzeuge, welche die aus der Stadt ihm herüber schickten, eine Verstärkung in den Platz.

Betruhen über dies Unglück und die Entschlossenheit des Grafen hob der Prinz die Belagerung auf, und Harcourt setzte ihm nach. Er schlug einen Theil seiner Truppen zu Tonnai Charente, und drängte ihn bis an die Dordogne, wo er zu Schiffe gieng, um nach Bourdeaux und von da nach Oberguënnne zu gehen. Hier wollte er Miradoux wegnehmen; allein die Regimenter von Champagne und Auvergne lagen darin, und vertheidigten sich so brav, daß der Graf Harcourt dadurch Zeit gewann, heranzurücken. Da der Prinz sich nicht gerne mit ihm einlassen wollte, so entschloß er sich zum Abzug, den er jedoch nicht ohne Verlust bewerkstelligte.

Die gute Behandlung und Unterstützung, welche die Königin, kurz zuvor diesen beiden Regimentern bewilligt hatte, rettete hier Gayenne; denn da sie stark rekrutirt worden waren, fanden sie sich im Stand, diese schöne für sie so ruhmvolle Vertheidigung zu leisten. Dies sagte ich nachher dem Kardinal, als er mir vorwarf, die königliche Kasse so schlecht geschont zu haben.

Es ist zu glauben, daß, wenn er sich über die Nachricht von dem glücklichen Gang der Geschäfte freute, er dennoch besorgte, man möchte ihre Leitung denen entziehen, die sie so gut führten; daher er den Entschluß faßte, nach Hof zurückzukommen. Auf der andern Seite aber stellte sein fürchtensames Gemüth ihm so viele Gefahren vor, daß er, bekämpft von zwey entgegen gesetzten Leidenschaften, unschlüssig war, wozu er greifen sollte. Er schien jedoch mehr für die Rückkehr zu seyn, sobald



sobald man ihn nur verlangte, und Truppen zu seiner Sicherheit wärbe. Er schrieb sogar, er habe selbst eine Armee, die er dem König zuführen wolle: sie bestand aber bloß aus seiner Dienerschaft, und wenn der König nicht dem Marschall d'Hoquincourt befohlen hätte, eine zu werben, sich an die Spitze zu stellen, und den Kardinal zu geleiten, so würde dieser sich wohl gehütet haben, wieder über die Maas zu kommen.

Er hatte Freunde zu Poitiers; allein sie thaten ihm noch lange keine so guten Dienste, als seine Feinde, die, um sich bei der Königin zu insinuiren, ihr täglich in den Ohren lagen, die Eminenz zurück kommen zu lassen. Ich allein war der entgegengesetzten Meinung, weil ich voraus sah, daß unmittelbar nach seiner Zurückkunft Paris und Monsieur sich gegen den König erklären würden. Die Königin ließ beide Theile reden, ohne sich zu erklären.

Einst sagte ich zu Chateauneuf und Villeroi: „Wenn Sie glauben, es sey für das Interesse des Königs zuträglich, daß der Kardinal zurückkomme, so sagen Sie es gerade heraus. Weit entfernt, mich zu widersezen, werde ich Ihre Entwürfe unterstützen.“ „Haben Sie aber noch andre geheime Nebenabsichten, dabei, warum sich verstellen?“

Sie lachten darauf bloß, ohne sich näher erklären zu wollen. Darum setzte ich hinzu: „Sie werden sicher der hintergangene Theil seyn. Ihre Finessen werden nicht hindern, daß er zurückkommt. Die Königin wird sich mir vertrauen, und mir Tag und Stunde kund thun, und aus meiner Feder wird er den königlichen Befehl dazu erhalten, während keiner von Ihnen eine Sylbe davon weiß.“ — Dies erfolgte auch pünktlich. Denn wo die Königin mir ihr Geheimniß anver-

vertrauen wollte, kann ich versichern, daß sie nie Ursache fand, es zu bereuen.

Während der Hof sich zu Poitiers aufhielt, wollte der Herzog von Mercœur, mit einer Nichte des Kardinals vermählt, denjenigen Furcht einjagen, von denen er wußte, daß sie nicht auf dessen Seite seyen, und sagte dabei auch zu mir mit einem etwas Cavaliermäßigen Benehmen: der Cardinal habe Freunde, die eine gute Klinge führten, und alle zur Rechenchaft ziehen würden, die sich seiner Zurückkunft widersetzten.

Das erstemal ließ ich es hingehen, ohne etwas darauf zu sagen. Da er mir es aber wiederholte, antwortete ich auf eine Art, die ihm beweisen mußte, daß ich seine Drohungen nicht fürchte, und mein Glück keineswegs Sr Eminenz zu verdanken habe. Er verstand mich nicht, oder wollte mich nicht verstehen, und so giengen wir wieder auseinander.

Als der Hof noch zu Poitiers war, unternahm es Vineuil, aus dem Gefolge des Prinzen von Bourdeaux nach Paris zu gehen, mit einem Beglaubigungsschreiben des Prinzen an den Herzog von Orleans, und vielen andern Briefen. Da er nun besorgte, angehalten zu werden, so glaubte er, sich dagegen zu sichern, wenn er an mich um einen Reise Paß schriebe. Seine Absicht war nicht, den Brief sogleich an mich abgehen zu lassen, sondern ihn bloß dann erst nach der Post zu schicken, wenn er etwa wirklich angehalten werden sollte.

Als er nach Poitiers kam, glaubte er durchpassiren zu können, ohne auf einen Bekannten zu stoßen, was ihm aber nicht gelang, denn er wurde von Boisdaufin, einem

einem vertrauten Freund Chateauneufs, erkannt und zur Rede gestellt, und wußte nicht besser von ihm los zu kommen, als durch das Vorgeben, er sey drei Stunden lang bei mir gewesen, habe mir über alles Auskunft ertheilt, und von mir einen guten Reise-Paß erhalten.

Neugierig, was ich wohl von Vineuil erfahren haben müsse, eilte Boisdaufin zu Chateauneuf, um ihm den Vorfall zu hinterbringen, und drang in ihn, ihm zu erzählen, was er ohne Zweifel von mir erfahren haben werde. Chateauneuf versicherte, Vineuil könne unmöglich so lange bei mir gewesen seyn, als er vorgebe, denn wir hätten einen Theil des Nachmittags bei einander zugebracht, und überdies sey es nicht wahrscheinlich, daß ich, wenn ich Briefe von Bourdeaux erhalten hätte, ihm nichts davon gesagt haben sollte, da eine so enge Verbindung zwischen ihm, Willeroi und mir statt finde.

Dies Band war auch, zu unsrer Ehre sey's gesagt, so aufrichtig, daß der Dienst des Königs ungemeyn dadurch befördert wurde, indem wir uns alles mittheilten, was von einigem Belang war. Wir kamen sogar so oft zusammen, daß diejenigen, welche in Geschäften mit uns zu thun hatten, die schleunigste Abfertigung erhielten, so daß sie darüber erstaunten, indem ihnen noch wohl erinnerlich war, wie viel unnötziger Zeit- und Geldaufwand ihnen das geringste beim Kardinal zu betreibende Geschäft gekostet hatte.

Da sich in Chateauneuf doch einiges Mißtrauen regte, als wollte ich vor ihm geheim halten, was Vineuil mir eröffnet habe, oder als ob ich von der Königin dazu angewiesen wäre, so ließ er ihr durch jemand sagen, was Boisdaufin ihm hinterbracht habe. Sie gab darauf

Darauf zur Antwort: Sie zweifelte an der Richtigkeit, weil ich Ihr nichts davon gesagt, noch ihren Befehl zu Ausfertigung des vorgeblichen Passes erhalten hätte.

Wie indessen trotz allem Vertrauen, das Fürsten in ihre Diener setzen, dennoch Argwohn leicht bei ihnen Wurzel faßt, so wollte auch die Königin doch gern näher wissen, was an der Sache wäre. Sie ließ mich holen, und fragte, ob ich Vineuil gesehen habe? und als ich es verneinte, führte sie mir alles an, was ihr hinterbracht worden war.

Ich hielt es meiner Pflicht und meinem Interesse gleich sehr gemäß, den übeln Eindrücken eines Vorgebens, als ob ich Ihre Majestät die Wahrheit verhalten hätte, entgegen zu arbeiten, so wenig ich übrigens auch bei den häufigen Beweisen meiner Treue etwas der Art zu besorgen gehabt hätte. Zu dem Ende, und um Chateaucneuf zu zeigen, daß er sich hierinn nicht so gegen mich benommen habe, wie er gefolgt, sagte ich zur Königin: da Vineuil unvorsichtig genug war, hier durch zu gehen, und dreußt genug, sich mit Vois, daufin zu unterhalten, so kann er wohl auch die Frechheit so weit treiben, daß er nicht sehr eilt. Wollten also Ew. Majestät es genehm halten, so schickte ich ihm einen Courier nach, mit der Ordre, ihn auf Betreten handfest zu machen. Vielleicht gelingt es uns noch, und wir erhalten dadurch Aufschlüsse, die für das Interesse des Königs nicht gleichgültig sind. Denn so viel ist gewiß, daß er mich weder besucht noch gesehen hat.

„Ich bin zwar, gab sie mir zur Antwort, vollkommen von der Wahrheit Ihrer Aussage überzeugt; gestehen muß ich aber doch, daß es mir ungemaine Freude machen würde, wenn er noch eingeholt werden könnte.“

Ich

Ich ließ die nöthige Ordre ausfertigen; und gab sie einem Courier, dem ich die äußerste Eile empfahl, wobei er sich auf allen Stationen genau nach ihm erkundigen, und so bald er ihm auf der Spur wäre, alles anstrengen sollte, ihn zu erreichen. Ich zog hierzu einen Gardisten der Königin allen andern in meinem Gefolge vor, nicht nur weil er Vineuil kannte, sondern auch weil mir auf diese Art nicht vorgeworfen werden konnte, als hätte ich ihn durchschlüpfen lassen, wenn er etwa nicht mehr eingeholt würde.

Der Courier hörte nichts von ihm bis Chateauraut, weil er kein frisches Pferd nahm; er erfuhr bloß, es sey einer mit noch einem hinter sich, vorbei gekommen. Er ritt weiter bis . . . wo er von dem Postmeister hörte, daß Vineuil bei ihm sei, und auf der Post-Straße weiter wolle. Als ein Bekannter des Postmeisters bekam mein Mann ein frisches Pferd, und eilte voraus nach Loches, wo er dem Commandanten seine Ordre vorzeigte, und das Versprechen erhielt, sie sollte vollstreckt werden, wenn Vineuil durchkomme.

Raum war die nöthige Vorkehrung dazu getroffen, so erschien er. Der Commandant arretirte ihn, ließ ihn aufs Schloß bringen, nahm ihm seine Brieffschaften ab, sigelte sie ein, und gab sie meinem Courier an mich mit. Dieser kam eben so schleunig wieder zurück, und da er hörte, daß ich in der Messe sey, kam er mir nach, erzählte mir seine Reise, und gab mir das Paquet.

Dies verursachte mir um so mehr Freude, da ich wußte, wie sehr die Königin sich darüber freuen werde, und da ich mein Verhalten dadurch gerechtfertigt sah. Ich eilte damit zur Königin, die an der Toilette war, und so eben durch den Marschall von Villeroi

lerdi erfahren hatte, daß Vineuil arretirt sey. Er sprach indeß blos aus Vermuthung. Da er nämlich den Courier bei mir sah, hatte er gefolgert: wenn Vineuil nicht eingeholt wäre, würde der Courier ihm noch nachsetzen; da aber dieser wieder hier ist, so muß Vineuil arretirt seyn.

Ich überreichte der Königin die bei ihm gefundenen Briefe, unter denen auch einer war, von Virone datirt, worinn er mich bat, mich auf der Durchreise zu Poitiers besuchen zu dürfen, und ihm bei dem König einen Paß zur Reise nach Paris auszuwirken, wohin er Briefe von dem Prinzen an Monsieur zu überbringen habe. Alle diese Briefe, die an Monsieur ausgenommen, wurden erbrochen, und nachdem die Königin sich Spaß damit gemacht hatte, wurden sie ihm nebst dem verlangten Paß zurückgeschickt.

---

I 6 5 2.

---

Einige Tage darauf beschloffen Ihre Majestäten den Cardinal zurückkommen zu lassen; entweder aus eigenem Antriebe, oder auf sein Anhalten. Das königliche Schreiben, das ich auszufertigen hatte, war so dringend, daß es ihm nicht einmal frei stellte, zu überlegen, was er zu thun hätte, noch die mindeste Schwierigkeit dagegen zu machen.

Auch an den Marschall von Hoquincourt mußte ich schreiben, daß er Se Eminenz geleiten sollte. Gerne hätte man ihm dabei auch das Patent als Obergeneral, (General d'armée) zugesandt; da aber das Siegel zu Paris war, so besorgte man, wenn man das Patent zum Besiegeln dahin schickte, möchte das Vorhaben  
aus.

auskommen. Da nun die Königin die Frage aufwarf, ob Hoquincourt wohl ohne dies Patent kommandiren könne, so löste ich diese durch die Versicherung, daß die Marschälle, um Armeen zu kommandiren, nicht erst einer neuen besondern Vollmacht bedürften; um aber Schlachten zu liefern, eine Capitulation mit Belagerten zu schließen, und von königlichen Unterthanen Gelder zu erheben, bedürften sie eines Patents, das sie auch bevollmächtigte, über Wohnung und königliche Gelder zu disponiren.

Ich machte alle diese Ausfertigungen so geheim, daß weder Chateauneuf, noch Willeroi, noch der Siegelbewahrer, dem man Commissionen zu siegeln schickte, das mindeste davon merkten. Gegen le Tellier blieb ich zwar eben so geheim, doch schrieb ich ihm, es sey Zeit, seine Stelle wieder anzutreten. Er erinnerte sich meines Versprechens, verstand meinen Wink, und machte sich auf den Weg, ohne sich gegen jemand, außer seinen Vertrauesten, etwas merken zu lassen.

Vineuil wollte wieder nach Bourdeaux zurück, und da er besorgte, die Briefe, die man ihm mitgab, möchten ihn oder seinen Bedienten zu sehr belasten, so nahm er noch einen von dem Gefolge des Prinzen von Conti mit. Dieser war in dem Paß nicht genannt. Ihm ließ er alle Brieffschaften, die man gerne sehen wollte, und kam so nach Poitiers, wo man zwar ihm den Paß hielt, nicht aber dem andern, der nicht darinn begriffen war, und daher eingezogen wurde.

Unter seinen Brieffschaften fand sich dann auch ein in Chiffre geschriebener Brief von einer Person am Hofe, der man Vorwürfe darüber machte, weil man

27. Denkwürdigk. XVII. Bd. F dar-

daraus sah, daß sie mit den Feinden des Königs Verständnisse unterhielt.

Man beschloß, den Siegelbewahrer kommen zu lassen, weil man besorgte, Monsieur möchte sich des Siegels bemächtigen, um damit seine Unternehmungen zu autorisiren. Man zweifelte indessen, ob er auch den Befehl zur Zurückkunft befolgen könnte; denn da er sich stets als einen der eifrigsten, und übler Furcht unfähigen, Diener des Königs bewiesen habe, so sey zu befürchten, man möchte ihn, um dem Staatsrath einen Mann von Kraft zu entziehen, in Paris zurückhalten, oder doch ihm die Siegel mit Gewalt abnehmen.

Dagegen sagte ich zur Königin: ich stände davor, daß Molé die Siegel lieber in Stücken schlagen, als sich mit Gewalt abnehmen lassen würde, und sollte er die Stücken nicht selbst bringen können, so würde er mir sie zuschicken, um sie dem König zu überliefern; ich könne übrigens nicht glauben, daß man ihn mit Gewalt zurückzuhalten suchen würde; doch ließe sich dies nicht verbürgen.

Die Besorgniß blieb ungegründet, und der Siegelbewahrer fand kein Hinderniß, Paris zu verlassen, und seiner Ordre gemäß, nach Poitiers zu kommen. Le Tellier langte auf erhaltene Nachricht von seinen Freunden, noch vor dem Cardinal daselbst an, und wurde so gut empfangen, wie Molé, welcher ohne Schwierigkeit an Chateaufneuf den ersten Platz im Staatsrath überließ.

Man sieht hieraus, daß der Siegelbewahrer (folglich auch der Kanzler) keinen bestimmten Platz im Staatsrath hat, wie man sonst behaupten wollte. Dem  
Kanz-



Kanzler gebührt übrigens, wenn er auch die erste Stelle nicht zugleich bekleidet, nichts desto weniger das Präsidium in Conseil. Der Kanzler war durch Monsieur, den Prinzen und den Cardinal daraus verdrängt worden, die während den Minderjährigkeit nicht nur Rath's - Schlüsse zu unterzeichnen, sondern sogar die Umfrage zu halten, sich herausnahmen, was ein Eingriff in die königliche Gewalt war, so wie das Beispiel von der dem vorigen Prinzen Condé im Londoner Vergleich zugestandenen Vergünstigung, worauf man sich eben hier beruft. Dies aber sollte unterdrückt werden, weil dies Auskunftsmittel blos von den Feinden des Kanzlers Sillery ergriffen wurde, die sich in der Verlegenheit glaubten, entweder dessen Ansehen aufopfern, oder den Bürger - Krieg wieder anfangen zu müssen. Dies wenigstens waren, gut oder schlecht, die Gründe, welche man anführte; man muß aber nicht vergessen, daß Monarchien nach gerechten Gesetzen regiert werden sollen; und da das Beispiel unter die letzten Bestimmungsgründe gehört, so kann es nie an sich ein Recht setzen, sondern darf blos zu Bestätigung des wirklichen Rechts angeführt werden.

Da Ihre Majestäten anfiengen öffentlich zu sagen, daß Sie den Cardinal wieder zu Sich beschieden hätten, so sprengte man aus, er bringe eine Armee mit. Es zeigte sich aber in der Folge, daß er blos von den Truppen, die der König hatte werben lassen, escortirt wurde. Alles jagte ihm Furcht ein, und das mindeste Hinderniß, auf das er stieß, erfüllte ihn mit bitterer Reue darüber, daß er sich wieder hereingewagt habe. Er machte aber aus der Noth eine Tugend, und da der Herzog von Orleans ihm statt einer Armee, Parlamentsrätthe mit einer Protestation entgegen schickte, so kam er über die Flüsse, wo es leicht gewesen seyn wür-

§ 2

de,

de, seine Bedeckung zu bekämpfen. Ein kleiner Nachtheil würde ihn zu dem Entschluß gebracht haben, wieder umzukehren.

Bei seiner Annäherung gieng le Tellier ihm entgegen, und wurde sehr gut von ihm aufgenommen. Der Cardinal wollte ihm weiß machen, er habe ihn stets als seinen besten Freund betrachtet, und ihm aus dem Andenken bringen, daß er seine Stelle dem Präsidenten Viole angetragen hatte, wenn dieser ihm die Freundschaft des Prinzen verschaffen wollte.

Der Marschall Villeron wäre gern dem Beispiel le Telliers gefolgt; ihn hielt aber die Furcht vor dem Tadel zurück, der ihn treffen würde, wenn er den König verliesse, der dem Cardinal entgegen zu fahren beschloß.

Chateaufeuil und ich waren die einzigen, die zu Poitiers in den Zimmern der Königin blieben, und ihn erwarteten, um ihm nicht bei seiner Ankunft aufwarten zu müssen. Das Gedränge war hier groß, wie dies am Hof bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich ist. Nichts desto weniger empfing er uns höflich. Verschidenheit gebot den Verständigsten sich bald zu entfernen, indem er sehr wahrscheinlich Ihre Majestäten gern von seinen Avantüren unterhalten wollte. Dieß that er auch, indem er anfing Ihnen zu danken für alles, was Sie für ihn gethan, und für die Unannehmlichkeiten die Sie sich zugezogen hätten, um nur ihn nicht preiszugeben.

Wir, Chateaufeuil und ich, hatten uns zuerst wegbegeben, und machten ihm am folgenden Tag unsern Besuch. Er schien durch die gefundene gute Aufnahme, deren er sich doch stets versehen hatte, hochmüthig gemacht, und wollte durch die Art, wie er die Leute empfing,

pfing, auszeichnen, wen er für seine wahren Freunde hielt, und wer ihm gleichgültig war. Die erstern liebte er, die andern grüßte er kaum.

Ich befand mich unter diesen letztern, und merkte wohl, daß ich recht gehabt hatte, als ich einige Tage vor seiner Zurückkunft die Königin um meine Entlassung bat. Chateauf, der sich ebenfalls dazu entschlossen hatte, bestand so dringend darauf, daß ihm freigestellt wurde zu thun, was er verlangte. Man sagte mit einigem Grunde: gewohnt, den ersten Platz im Staatsrath einzunehmen, konnte er sich nicht entschließen, unter dem Cardinal, für den er keine sonderliche Achtung empfand, zu dienen. Ich für meine Person konnte nicht umhin, der Königin zu gehorchen, die mir befahl, im Gefolge des Königs zu bleiben. Da ich indessen mich nicht zu ängstlichen Aufwartungen bei der Eminenz entschließen konnte, die mich nun einmal schriftlich beleidigt und mir stets viel Kälte bewiesen hatte, so folgte ich freilich meinem natürlichen Hang, und fand mich zu den bestimmten Stunden bei der Königin ein, um nicht zu dem Cardinal gehen zu müssen, und um zu zeigen, daß ich durchaus nicht von ihm abhänge.

Er bemerkte bald, daß ich gegen ihn ein abgezirkeltes Verhalten beobachte; und, es sey nun daß er mir einen schlimmen Dienst bei dieser Fürstin zu leisten gedachte, oder daß er etwas Ihr Angenehmes zu thun glaubte, wenn er bezeugte, er wünschte in gutem Vernehmen mit mir zu stehen; kurz, er beklagte sich bei der Königin, daß ich nicht zu ihm käme.

Da die Königin mich hierzu vermögen wollte, nicht durch einen gemessenen Befehl, sondern durch einen Wink, daß es ihr lieb seyn würde, wenn ich es

von selbst thäte; so befahl sie le Tellier, zu mir zu gehen, mir zuzureden, und zu verstehen zu geben, wenn ich auch einige Abneigung dagegen empfinden sollte, so erwarteten Ihre Majestät doch dies Opfer von meiner stets erprobten Treue und Ehrfurcht.

Ich erklärte le Tellier meine Gründe, es zu unterlassen, schloß aber mit der Versicherung, die Königin habe zu befehlen, und ich brauche nur Ihren Willen zu wissen, um ihn voraus zu erfüllen. Ich hielt Ihr noch denselben Abend Wort, und am folgenden Tag giengen wir von Poitiers ab.

Als wir nach Mirebeau kamen, sagte der Cardinal in Gegenwart der Königin zu Billeroy und mir: wir möchten morgen sehr früh zu ihm kommen. Wir stellten uns ein, und bemerkten, daß seine Entfernung vom Hofe, weit entfernt, eine Aenderung in seinem Betragen zu bewirken, blos dazu gedient habe, ihn bei Wiedererlangung seiner vorigen Gewalt, noch übermüthiger zu machen, und daß er sogar eine starke Verachtung gegen die französische Nation gefaßt habe, weil sie sich eines ihr verhaßten Fremdlings nicht zu erwehren vermochte.

Da er dem Marschall Hoquineourt das Commando der Armee versprochen hatte, so wollte er ihm ist Wort halten, und ihn zur Belagerung von Pont de Séz (C.) und Stadt und Schloß Angers, dem Herzog von Bouillon und Vicomte von Turenne vorziehen, die er am Hofe fand, und mit denen er oft conferirte.

Ueberzeugt, daß ein längerer Aufenthalt in Poitou oder Anjou den Angelegenheiten des Königs nachtheilig werden könnte, theilte ich ihm meine Gedanken mit;

mit; und damit er diese Provinzen verlassen möchte, ohne nachtheilige Unternehmungen von Seiten des Herzogs von Rohan, der in Anjou kommandirte, zu besorgen, stellte ich ihm vor, der Marschall von Meilseraie werde gern die Bezwingung dieser Plätze übernehmen, und habe mir versichert, zu Nantes habe er dreizehn brauchbare Kanonen, und werde in wenig Tagen viertausend Mann Infanterie und noch mehr Cavallerie beisammen haben, die er dazu brauche; wenn man ihm also ist nur etwas Infanterie zurück lasse, stehe er dem König für Anjou.

Es sey nun, daß der Kardinal nicht glauben konnte, was ich ihm sagte, oder daß ich nicht die Gabe hatte, mich verständlich zu machen, oder endlich daß er glaubte, den Marschall Hoquincourt den andern vorziehen zu müssen, um dessen Dienste durch den zu erwerbenden Ruhm zu belohnen; — die beiden Belagerungen wurden auf seinen Befehl unternommen. Die eine war von kurzer Dauer, die andre hingegen machte schon mehr zu schaffen.

Nachdem endlich diese beiden Plätze der Botmäßigkeit des Königs wieder unterworfen waren, beschloß Seine Majestät, die Loire wieder hinauf und über Tours nach Blois zu gehen, den Großen Rath (le grand Conseil) aber, der seine Sitzung zu Tours hielt, nach Orleans zu schicken. Einige eintretende besondre Rücksichten hielten dies Gericht doch nicht ab, am bestimmten Tag von Tours aufzubrechen.

Zu Blois erhielt der König Versicherungen der Unterthänigkeit von Seiten derer von Orleans, und hätte der Kardinal sich entschließen können, dahin zu gehen, so würde diese Stadt, die von der Parthei der Prinzen und der Pariser war, in der Botmäßigkeit des Königs geblieben seyn.

Man mochte dem Premier-Ministre noch so bündig vorstellen, daß die königlichen Truppen bei ihrer igtigen Postirung hinlänglich wären, um das Volk von Orleans bei seiner Pflicht zu erhalten, wenn es sich davon entfernen wollte. Es zeigte sich deutlich, daß keine menschliche Vernunft etwas gegen die Rathschlüsse der Vorsehung und gegen die Furcht vermag. Die Prinzessin von Orleans verlangte eingelassen zu werden, und wurde es; der Große Rath hingegen wurde abgewiesen, und der König mußte, so zu sagen auf Schußweite, daran vorbeiziehen, ohne eingelassen zu werden.

Man erhielt Nachricht, daß der Prinz, welcher in Guienne mit Nachtheil agirt hatte, durch das Reich hindurch sich zu der Armee begeben habe, die unter seinem und Monsieurs Kommando sich der königlichen entgegenstellte. Drei Gründe vermochten meines Erachtens den Prinzen hierzu: Einmal weil er diese Armee in schlechten Händen glaubte; dann weil die Rückkunft des Kardinals ihn eher, als sonst geschehen wäre, in den Stand setzen würde, mit zehn tausend Mann zu agiren; und endlich weil es, im Fall er keinen Vergleich mit dem Hof zu Stand brächte, vortheilhafter für ihn war, nach Flandern als nach Spanien zu gehen. Er besaß überdies Einsicht genug, um zu sehen, daß in Guienne nichts mehr für ihn zu machen, wo mehrere vom angesehensten Adel von ihm abgefallen waren. Seine Gegenwart war nicht mehr nöthig zur Erhaltung von Bourdeaux, und ein Einfall entweder von Navarra her in Guienne, oder von Catalonien aus in Languedoc war mit unsäglichem Schwierigkeiten verbunden. Die Macht dieser Provinzen allein war hinreichend, jeden Anfall aufzuhalten, und in Languedoc aus

Cata.

Catalonien einzufallen, war so gut als unmöglich, da diese letztere Provinz Seiner katholischen Majestät nicht ganz unterworfen war, und Roussillon unter der Herrschaft des Königs stand.

Während unsers Aufenthalts zu Blois bemerkten wir mit Verdruss, daß wir ohne eine mächtige Hülfe die Stadt Barcellona und dann auch Catalonien verlieren müßten. Da der Cardinal das zur Abwendung dieses Unfalls erforderliche Geld nicht aufzutreiben wußte, vermuthlich weil sein Augenmerk auf Anhäufung eigener Schätze gerichtet war, so fragte er mich, was wohl im vorigen Jahr den König von Portugal abgehalten haben müsse, uns in der Vertheidigung Cataloniens zu unterstützen?

Ich gab zur Antwort, so viel ich einsehen könne, walteten zwei Gründe vor, auf die er sich stütze; einmal weil er Frankreich für verloren halte; dann, weil er, wenn wir Geld von ihm haben wollten, uns verpflichtete, nie Frieden noch Waffenstillstand mit Spanien zu schließen, ohne ihn mit einzuschließen, „was man — fahr ich fort — nach denen Ew. Eminenz erinnerlichen „Gründen, bisher stets ablehnte. Wollte man aber „sich dies gefallen lassen, so würde es sehr dienlich seyn, „den Portugiesischen Gesandten, der sich mit im Gefolge „des Königs befindet, abreisen zu lassen, um seinen „Herrn gegen Einräumung dieses Punktes zur Zahlung „von zwei Millionen Gold zu vermögen; nicht auf einmal, sondern in jährlichen Raten, wogegen man ihm „die Versicherung ertheilte, daß diese Summe einzig „zum Krieg gegen Spanien verwendet werden solle, „was unsehlbar Portugal Ruhm und Mittel sich zu vergrößern verschaffen würde“.

Ich bekam Befehl, diesen Gesandten zu sprechen, den ich ohne Mühe zu dieser mit seinem eignen Vortheil verbundenen Reise beredete, und über unsern Antrag verständigte: daß nämlich sein Herr uns achtmahlhunderttausend Thaler fürs erste, gegenwärtige Jahr und dreimalhunderttausend in jedem der vier folgenden bezahlen sollte, gegen das Versprechen, dies Geld nur für das gemeinschaftliche Interesse der Kronen Frankreich und Portugal zu verwenden.

Da man nichts als einen bloßen Antrag, und keine Unterzeichnung des Tractats von ihm verlangte, so beurlaubte er sich von Ihren Majestäten, und gieng die Loire hinab bis Nantes, wo, oder zu Rochelle er zu Schiffe gehen wollte, um sich nach Lissabon zu verfügen. Ich erfuhr einige Monate darauf seine Ankunft in Portugal, und daß seine Anträge von seinem Herrn gut aufgenommen worden seyen. Freilich war die Frist von fünf Jahren zu Zahlung einer so beträchtlichen Summe ihm und seinem Staatsrath etwas kurz vorgekommen; besonders da die erste Zahlung beinahe die Hälfte dieser Summe fassen sollte. Der Gesandte setzte hinzu, wenn man sich entschließen könnte, die ganze Zahlung in zehn Jahren anzunehmen, jährlich zu zweimalhunderttausend Escudaden, so glaubte er, daß sein König sich eher dazu verstehen würde, unerachtet des Widerwillens der Lissaboner, dies Geld ins Ausland gehen zu lassen. Verlangte man aber mehr, als was er anbiete und in kürzerer Zeit, so würde es sehr schwer halten.

Ich antwortete ihm hierauf: es schicke sich nicht recht, daß er weniger biete, und eine so lange Frist dazu setze, woraus man schließen müsse, daß der König sein Herr und dessen Staatsrath erst gerne sehen möchten, wie unsre Angelegenheiten liefen. Hätten wir sie

unter



unter Gottes Beistand bisher ohne ihre Hilfe glücklich hindurch gesteuert, so würden wir auch für die Zukunft wohl sehen, wo wir mit Gottes Gnade ohne sie blieben. Lasse der König von Portugal diese Conjunction unbenutzt vorüber, so werde er sie wohl nie oder doch schwerlich wieder so vortheilhaft finden; indem Frankreich durch den Tractat nicht zu seiner Vertheidigung verbunden sey. Wenn man ihm vortheilhafte Bedingungen antrage, sollte er sie annehmen; ich hätte es dahin gebracht, daß man im ersten Termin sich mit sechsmalshunderttausend Thalern begnügen wolle, und in Ansehung der übrigen vierzehnmahlhunderttausend getraute ich mir, ebenfalls zu bewürken, daß man sich fünf Jahre gefallen ließe, dreimalhunderttausend in den ersten vier, und den Rest im fünften zahlbar. Ja wenn man allenfalls auch sieben statt fünf Jahre verlangte, könnte ich meinen König und Herrn wohl auch dazu bewegen. Uebrigens wünschte man bald von den Gesinnungen Sr Portugissschen Majestät benachrichtigt zu werden.

Da ich am Schluß dieses oder im Anfang des folgenden Jahres noch einmal auf diese Materie werde kommen müssen, so breche ich hier davon ab, um nicht in Wiederholungen zu verfallen.

Als der König an Orleans vorbei und auf dem Weg nach Sulli war, erfuhr er, daß die Feinde Bergerau angegriffen hatten. Man glaubte sogar, sie hätten die dortige Brücke erobert; allein die Entschlossenheit, welche Turenne bewies, indem er befahl, das Thor zu öffnen, nachdem er sich in Verfassung gesetzt hatte, das Eindringen zu verwehren, brachte die Feinde auf die Gedanken, die ganze Armee sey daselbst eingerückt: sie ließen daher ihre Artillerie schweigen, und sahen

sahen es als einen großen Vortheil an, daß sie sie gegen Abend abführen konnten.

Ihre Majestäten begaben sich nach Eulli, wo sie Ostern hielten und erst Mittwochs oder Donnerstags nach Gien giengen. Man erhielt daselbst gewisse Nachricht, daß der Prinz bei seinen Trappen eingetroffen sey, und faßte den Entschluß, die Königl. vorrücken zu lassen, um sie zwischen Paris und die feindliche Armee zu postiren.

Das Commando über die Königl. bekam Turenne, ohne daß es Hoquincourt abgenommen wurde, den der Prinz auf dem Marsch überfiel und schlug. Als die Nachricht hievon nach Gien kam, war der Hof auf die Entfernung bedacht, doch wollte man erst Turenne erwarten. Um eine Probe seines Muths abzulegen, gieng die Eminenz aus der Stadt und erstieg eine Anhöhe \*) gegen Gatinois hin, wo er nichts zu befürchten hatte.

Man ließ die Garden und das Regiment von der Marine unter Gewehr treten, an dessen Spitze Guadagne stand, ein Cavalier aus einem guten Hause, der sich durch seine Tapferkeit und Erfahrung Ruhm erworben hatte. Man schlug ihm vor, im Fall die Königl. Armee gänzlich geschlagen seyn sollte, diesen Ort zu vertheidigen, um Ihren Majestäten Zeit zu Ihrer Entfernung nach Amboise zu verschaffen, von wo Sie im Nothfall nach Bretagne gehen könnten. Guadagne übernahm diesen äußerst gefährvollen Auftrag als eine Gnade,

\*) Lomenie ließ sich wohl wie es scheint, durch seine Abneigung gegen den Cardinal, über den er gern spöttelt, hier zu einer kleiner Spielerei im Eminence vertheilen.

Gnade, und wäre er angegriffen worden, er würde sich dabei, so wie schon sonst bei mehreren Gelegenheiten, sehr rühmlich hervorgethan haben.

Der Cardinal, dem der Aufenthalt in der freien Luft in die Länge nicht mehr anstehen wollte, sah kein ehrenvolleres Mittel, mit Anstand wieder in die Stadt hinein zu kommen, als daß er den König vermöchte, aufzusuchen, und zu ihm auf seinen Posten zu kommen, um ihn abzuholen. Man brachte freilich hierbei verdrißliche Augenblicke zu; endlich aber lief doch die frohe Nachricht ein, daß Turenne mit einigen Escadrons vorgerückt sey, seiner Infanterie ihm zu folgen befohlen, und der siegreichen Armee einige Stücke Geschütz entgegengestellt habe, wodurch sie aufgehalten und genöthigt wurde, in Quartiere einzurücken.

Turenne, der ein gleiches that, erwarb sich dadurch in den Augen des Königs großes Verdienst und viel Ruhm; denn er erreichte dadurch seine Absicht, sich zwischen die Armee des Prinzen und Paris zu lagern, um alle Communication abzuschneiden. Da er es nicht dienlich erachtet hatte, daß der König sich von der seynigen entfernte, so gieng er bis Auverre, die Seine hinab, und nach Melun. Auf die Nachricht aber, daß die Truppe Monsieurs und des Prinzen Stampes weggenommen hätte, beschloß man, diese Stadt zu belagern.

So schwer diese Unternehmung schon an sich war, so wurde sie noch von einem Unfall begleitet. Der Platz, der sehr lang ist, wurde nämlich blos an den äußersten Enden angegriffen, und daraus entstanden mehrere Gefechte, wo wir verschiedene Vortheile erhielten, nur den nicht, um den es uns eigentlich bei dieser Belagerung zu thun gewesen war. Denn der Anmarsch  
des

des Herzogs von Lothringen mit seiner Armee, nöthigte Lurenne zum Abzug, und während er vorrückte, um ihn zu beunruhigen, näherten die Truppen der Prinzen sich der Stadt Paris.

Der Herzog von Lothringen legte bei dieser Gelegenheit seine Unredlichkeit an den Tag; denn er gab öffentlich vor, er komme blos dem König zu Hülfe. Er verlangte demnach Brod für seine Armee, und nach mehreren Tractaten mit dem König erklärte er sich doch gegen Ihn. Freilich hatte man ihm einen starken Schimpf zugefügt, indem man ihm das Versprechen abnöthigte, sich zu entfernen, um eine Schlacht zu vermeiden, die ihm ohne Zweifel geliefert worden seyn würde, wenn nicht der König von England sich zu einem Vergleich ins Mittel geschlagen und Lurenne abgehalten hätte, zum Angriff zu commandiren. Der Herzog hatte sich als ein einsichtsvoller Feldherr postiert, seine Truppen hätten aber bei dem Mangel an Proviant keinen sonderlichen Widerstand leisten können. Er hielt es daher fürs Beste, sich zurück zu ziehen, und eine lebhafte Negotiation mit dem Hof anzuspinnen, um die Umstände zu benutzen, der Armee wieder Muth zu machen und die Belagerung von Etampes zu betreiben.

Der König verließ seinen Aufenthalt zu Melun, und gieng nach Corbeil, nachdem er gehört hatte, daß ein päpstlicher Courier dem Coadjutor von Paris den vom König für ihn verlangten Kardinalshut überbringe. Da einige glaubten, der Courier werde geradezu nach Paris gehen, um ihn dem Nuncius zu übergeben, der ihn dann dem Coadjutor aufsehen könnte, so war ich der Meinung, man sollte ihm sagen lassen, wenn er diesen Fehler begiege, könnte er ihn wieder mitnehmen, dem Coadjutor aber sollte man zu verstehen geben,

ben, wenn er den schuldigen Respect gegen den König aus den Augen setze, werde er in Frankreich nie als Kardinal anerkannt werden. Während man überlegte, was zu thun wäre, gieng der Courier Sr Heiligkeit nach Paris. Die Sache wurde nachher zur Zufriedenheit des Kardinals von Rez abgethan.

Um den gutgesinnten Bürgern in Paris mehr Muth zu machen, schlug man ihnen vor, sich für den König zu erklären, dem man riet, nach St Germain en Laye zu gehen. Er hielt sich einige Zeit daselbst auf, ohne einen Vortheil davon zu erhalten, weswegen er sich entschloß, gegen Melun zurück zu gehen, wobei er einige Zeit in Corbeil blieb. Da man nun im Sinn hatte, nach St Germain zurück zu gehen, so begab man sich nach St Denis, wo der König einige Tage blieb.

Unerachtet die Prinzen eigentlich im Stand waren, Bedingungen vorzuschreiben, so erbieten sie sich dennoch zur Unterwerfung, wenn der Kardinal aus dem Reich verbannt würde. Da dieser besorgte, die spanische Armee möchte zu ihnen stoßen, so trug er darauf an, daß der König nach Bourgogne gehen, und die Marschälle von Turenne und la Ferté in der Gegend von Paris lassen sollte, um sich den Unternehmungen der Prinzen zu widersetzen. Der Herzog von Bouillon, dessen Einfluß sehr groß war, war derselben Meinung gewesen; allein sein Bruder Turenne, der mit zum geheimen Rath gezogen wurde, redete es ihnen aus. „Ich nehme es auf mich, sagte er, die Feinde zu Grunde zu richten, wenn nur die Person des Königs in Sicherheit ist“.

Um einige Vortheile über die Prinzen zu erhalten, die sich auf der Insel von St Denis gelagert hatten, trug er auf eine Brücke über die Seine an, durch welche er an sie  
kom-

Kommen könnte. Der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé mochten merken, daß Paris ihnen entgehen würde, und verlangten eine Generalsammlung in der Absicht, sich diejenigen vom Halbe zu schaffen, die auf der Seite des Königs wären. Das Verfahren das sie dabei beobachteten, um zu diesem Zweck zu gelangen, ist von vielen Leuten beschrieben worden, die nicht ganz richtig dabei zu Werke giengen. Ich setze also noch hinzu, daß der Herzog von Bouillon zwei Tage vor jener empfindenden Handlung sagte: „Sie sind verloren, wenn sie nicht einen kühnen Streich vollführen, um sich Paris zu unterwerfen“. Diese Aeußerung mit dem darauf erfolgten Versuch der Ausführung zusammengehalten, brachte auf mancherley Gedanken, daß dies wohl im Einverständnis mit ihm versucht worden seyn möchte, wenn nicht etwa seine tiefe Erfahrung ihn voraussehen hieß, was die Andern thun würden. Er zeigte sich übrigens sehr besürzt, als die Nachricht von dieser verruchten Unternehmung einlief.

Dem Anschein nach war zu schließen, daß wenn man die Armee des Prinzen angriffe, sie nicht in Paris aufgenommen werden dürfte. Er ließ sogar einige Escadrons vor verschiedenen Dörfern in der Insel St Denis erscheinen, als wollte er uns den Eingang wehren; seine wahre Absicht aber gieng blos dahin, uns hinzuhalten, während er seine Armee an den Stadtgraben rücken ließ, um dann Charenton zu gewinnen, die Brücke abzuwerfen, und uns zu nöthigen auf Mittel bedacht zu seyn, wie wir an ihn kommen könnten. Dabei behielt er freie Hand, uns beim Uebergang über die Marne anzugreifen, und auf alle Fälle mehrere Provinzen auszufouragiren, wenn man ihm nicht nachsetzte. Auch der Weg nach Flandern blieb ihm hier offen, wenn er nur wollte.

Man

Man erhielt Nachricht, daß seine Armee am Abend aufgebrochen sey; aus Mangel an Subordination aber, oder auch vielleicht aus allzu großer Ermattung kampirte sie vor der Vorstadt St. Honoré. Sobald der Prinz davon hörte, gab er seinen Officiers darüber einen Verweis, bediente sich dann seiner Macht, und ließ alle seine Truppen aufbrechen, denen aber die Bürger nicht erlauben wollten, durch die Stadt zu marschiren, vielleicht weil sie befürchteten, die Soldaten möchten sie belästigen, oder auch der Prinz möchte die Stadt für sich besetzen. Denn unerachtet seine Macht einer solchen Unternehmung nicht gewachsen war, so täuscht doch der Schein oft Leute, die für Furcht empfänglich sind.

Turenne erhielt Nachricht von dem Marsch des Prinzen, und der Marschall de la Ferté ebenfalls, der, weil er am weitesten von Paris entfernt stand, sie erst einholen konnte, als das Gefecht schon begonnen hatte. Dies war es eben nicht, wo der Prinz ihn am meisten fürchtete; weil er aber den unsäglichen Verbruch hatte, diesen General nicht vermeiden zu können, so ließ er seine Cavallerie aufmarschiren, während seine Infanterie dahinter defilirte, und Turenne, der ihn recognoscirte, glaubte ihn nicht angreifen zu dürfen, so lange er auf einem vortheilhaften Terrain stände.

Der Prinz verließ diesen Posten, um zu seiner Infanterie zu stoßen, und wollte immer Charenton noch erreichen. Er wurde aber nicht wenig bestürzt, als er sich in der Vorstadt St. Antoine angegriffen sah, und wollte die daselbst von den Bürgern angelegten Barrikaden vertheidigen. Das Gefecht war eins der hartnäckigsten. Der König war Zuschauer davon, und wenn die Prinzessin Orleans nicht von der Bürgerschaft erhalten hätte, daß den Truppen des Prinzen die Thore

17. Denkwürdigk. XVII. B. G geöff-

geöffnet wurden, so wären sie ganz aufgerieben worden. Um die Pariser auf die Gedanken zu bringen, daß sie keine Verzeihung weiter vom König zu hoffen hätten, ließen sie nach der Seite hin, wo sie den König bemerkt hatten, die Kanonen lösen.

Einige waren der Meinung, man sollte vor das St Denis-Thor rücken, das man offen finden werde. Ich würde gerathen haben, die Armee in die Vorstadt St. Germain eindringen zu lassen, und da eine Schlacht zu liefern, deren Gewinn mir unfehlbar schien; ich wagte aber nicht mehr bei dieser Meinung zu bleiben, indem ich eine Menge Schwierigkeiten bemerkte. Denn die Klugheit verbot, einem Volke zu trauen, das alles zu fürchten hatte. Dazu war auch noch wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Cardinal diesem Entschluß beitreten würde, der auch bald verrauchte; denn man bemerkte in Paris Felobinden von verschiedenen Farben. Die rothen wurden bewundert, und wer sich etwas von Unterwerfung gegen den König hätte verlauten lassen, der hätte sein Leben gewagt. Man mußte Mittel finden, die Pariser der Truppen zu entledigen, die sie unterstützten; alsdann konnte man mit aller Wahrscheinlichkeit hoffen, daß sie durch Schaden klug gemacht, die Gnade des Königs anflehen würden.

Da der Aufenthalt zu St Denis durch eine schreckliche Seuche unthunlich wurde, so mußte man dort weg, doch aber darauf bedacht seyn, sich nicht so weit von Paris zu entfernen, daß man in Gefahr käme, wieder zu verlieren, was man über den verständigern Theil und selbst über die Herzen des Pöbels gewonnen hatte. Man schlug vor, nach Pontoise zu gehen, einem bequemen wohlgelegenen Aufenthalt, wo man noch überdies der Normandie näher stand, welche ruhig geblieben war.

Man



Man hätte freilich wohl sonst noch anständige Quarters für den Aufenthalt des Hofes finden können; man fürchtete aber, den Herzog von Longueville dadurch zum Argwohn zu reizen, daß der König daselbst einen Theil seiner Einkünfte genoss, und der keine Empörung oder auch nur die mindeste Beeinträchtigung des königlichen Interesse aufkommen ließ, dabei aber auch zu verstehen gab, mehr dürfe man nicht von ihm erwarten.

Der Hof war kaum zu Pontoise angelangt, als man schon wieder ansagte, morgen gehe es fort nach Mantes, wo der Gouverneur die Spanier eingelassen, und ihnen dadurch den Uebergang über die Seine auf der dortigen Brücke, erleichtert hatte. Man beschuldigte sogar den Kanzler, dazu beigetragen zu haben, theils weil er ein Schwager vom Gouverneur war, theils aus Furcht, sein Haus möchte abgebrannt werden. Er hatte sich bei den Berathschlagungen mit befunden, die man im Luxemburg hielt.

Da der Aufenthalt zu Pontoise besser befunden wurde, als der zu Mantes, so blieb man dort, und gieng erst später nach Compiègne ab, wohin der Cardinal von Richelieu kam, und von wo der Cardinal Mazarin das Reich zum zweitenmal verließ, entweder durch eigne Furcht, oder durch die Beredsamkeit und Intrigue des Cardinals von Richelieu dazu bewogen.

Der Herzog von Bouillon \*) starb zu Pontoise an einem starken Fieber, das eine Ausleerung ins Gehirn verursachte. Ich gieng noch zu ihm, und dies war mein letzter Besuch in Pontoise, denn am folgenden Tag fiel ich in dieselbe Krankheit. Da fast alle Aerzte mich aufgaben, so darf man sich nicht wundern,

wenn ich aus dem Zeitraum von drei Monaten nichts erwähne.

Die Rettung meines Lebens habe ich Gott zu danken, der mir es erhalten wollte, damit ich ihm noch mit größerer Treue als bisher, dienen möchte. Durch seine Zulassung, lieben Kinder, trug Eure Mutter mehr zu meiner Genesung bei, als alle Heilmittel. Ihre sorgfältige liebevolle Pflege und Wartung gehen über alles, was ich je erwarten durfte. — Ihre Majestäten hatten die Gnade sich nach meinem Befinden erkundigen zu lassen, und der Cardinal selbst bemühte sich zu mir so wie alle angesehenen Personen am Hof. Meine speciellern Freunde bewiesen mir ungemeine Sorgfalt. Ihre Namen verschweige ich, um niemand zu kränken, wenn mein Gedächtniß mir etwa nicht ganz getreu seyn sollte.

Eine meiner ersten Sorgen, nachdem ich Gott für die Erhaltung meines Lebens gedankt hatte, war diese: Ihre Majestäten meines unterthänigsten Danks für alle erzeigte Gnade zu versichern, und dann meine Familie von meinem Befinden zu benachrichtigen. Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß ich in meinen lichten Zwischenräumen sehr viel bei einem Blick auf die Lage litt, in der ich Eure Mutter und Euch meine Lieben hinterliese. Ich mochte sie nicht bitten, im Fall Gott über mich verfügte, ins Louvre zu gehen, um meine Dienste vorzustellen; ich wußte wie vergeblich dies seyn würde. Ich hoffte aber, Gott würde Barmherzigkeit mit Euch haben, da er Euch eine Mutter erhielt, die stets seinem Dienst ergeben war, und vielen, besonders aber Euch zu einem Beispiel dient, wie Ihr es nie besser finden und befolgen könnt.

Der

Der König war nach Compiègne, und dann nach einigem Aufenthalt nach Manté gegangen, von wo Er nach Pontoise zurückkam, und wieder nach Manté gieng. Da meine Kräfte sich wieder einfanden, gieng ich nach St. Germain, wo Er zwey Tage nach mir ebenfalls eintraf. Ich machte mich sorgfältig mit hinzu in seine Gegenwart, wenn von irgend einer wichtigen Sache die Rede war; nicht als ob ich schon im Stand gewesen wäre, wieder zu dienen, sondern blos um zu zeigen, daß ich weder gestorben noch ohne Hoffnung sey, meine bisherigen Dienste fortzusetzen.

Ich vergaß zu sagen, daß, während der Hof zu Et Germain war, der Herzog von Rohan, Goulas und einige andre, dahin kamen um dem König von Seiten Monsieurs Vorschläge zu thun, die so übertrieben schienen, daß man sie geradezu verwarf. Die Herzoginn von Eguillon begab sich ebenfalls dahin, um den Vergleich des Prinzen Condé zu Stand zu bringen; da ich aber nie erfuhr, was ihre Anträge waren, so schweige ich hier davon.

Auch die Stadtdeputirten und Obersten von Paris kamen in gleicher Absicht dahin, die einen mit Bitte um Gnade, die andern um Verzeihung des Vergangenen, alle aber mit der Versicherung, wenn der König wieder hinkommen wolle, werde er allen Gehorsam finden. Der Herr von Seve, der zur Belohnung Prevot des Marchands wurde, führte das Wort mit sold'ner Kraft und Beredsamkeit, daß er Eindruck auf Ihre Majestäten machte, und Sie dahin vermochte, nach Paris zurück zu kehren, wohin ich mich einen Tag zuvor begab, voll ungeduldiger Erwartung die Stunde der Ankunft des Monarchen zu vernehmen.

Monseur, dem es ganz unerwartet kam, daß der König sich hinein wagte, der daher seine Angelegenheiten noch nicht in Ordnung gebracht hatte, verlangte, man möchte den Einzug nur noch um einen einzigen Tag verschieben, wobei er zu verstehen gab, er wäre im Stande, ihn sonst zu verhindern. Der König lehnte sich aber nicht daran, und ließ ihm sagen: Er wolle ihm seinen Besuch machen, da des Herrn Betters liebden Anstand nähmen, Ihm entgegen zu kommen. Monseur war hierüber so betreten, daß er keinen andern Rath wußte, als sich in sein Palais einzuschließen, und die nöthige Sicherheit für die Nacht, und dann zu seiner Abreise nach Limours zu verlangen, wohin man le Tellier schickte, um mit ihm zu unterhandeln, weil man wußte, daß dieser ihm nicht mißfällig wäre. Die Prinzessin Orleans erstaunte, daß man sich so wenig aus ihrem Vater machte, versteckte sich, und verließ dann die Stadt in einem Miethwagen.

Um sich als Gebieter zu zeigen, erließ der König den Befehl, daß das Parlament sich morgen im Louvre versammeln sollte. Diejenigen Rätthe, die es zu Pontoise gehalten hatten, nahmen dabei ihre Plätze, bis auf einige, die nicht dazu geladen wurden; diejenigen, die zu Paris geblieben waren, wurden admittirt. Der Kanzler der sich davon gemacht und zum König begeben hatte, führte dabei das Wort, stellte das Verbrechen. Einiger in seiner ganzen Größe dar, und machte endlich aufmerksam auf den frommen eines akkerchristlichsten Königs würdigen Entschluß Sr Majestät, das Vergangene zu verzeihen, und das Andenken daran zu vertilgen. Die gerechte Ahndung, setzte er hinzu, würde nur sehr wenige betreffen, und eher ein Beweis von der Gnade als von dem gerechten Unwillen des Monarchen seyn.

Drouf

Broussel, der während den Unruhen Prevot des Marchands gewesen war, wurde abgesetzt, und einige Rätthe exilirt, jedoch ohne an ihrer Ehre verkürzt zu werden. Mehrere davon wurden in der Folge wieder begnadigt.

Man vergaß in dieser Sitzung die Parlementsregistaturen aus der Zeit der Empörung holen zu lassen, denn sie hätten eigentlich zerissen, ja durch Henkers Hand verbannt werden sollen. Es unterblieb, weil ich mich nicht dabei befand, um es zu erinnern. Ich beschwerte mich darüber, sobald ich ins Louvre kam.

Der Kardinal von Res kam von Zeit zu Zeit hin, allein die Reden, die er da führte, paßten nicht zu dem was er anderwärts äußerte. Die Würde zu der er erhoben worden war, weit entfernt ihn an seine Pflicht gegen den König zu mahnen, erzeugte vielmehr in ihm den Wahn, daß er unter ihrem Schuß ungestraft alles thun und reden dürfte.

Trotz seiner Entfernung vom Hof hatte der Kardinal Mazarin doch noch den entscheidendsten Einfluß. Höchstwahrscheinlich ließ er den König warnen, dem Kardinal Res nicht zu trauen, und sich seiner Person zu versichern, sobald sich Anlaß oder Gelegenheit dazu fände. Sie fand sich auch einst, als er ins Louvre kam. Er wurde arretirt und nach Vincennes gebracht, wo er ziemlich lang bleiben mußte, so sehr sich auch der Nuncius um seine Loslassung oder doch Abgebung an das päpstliche Gericht bemühte, mit der Versicherung, daß er nicht geschont werden sollte, wenn er strafällig befunden würde.

I 6 5 3.

Befreit von der Furcht vor dem Kardinal Res entschloß sich Mazarin zum König zurückzukommen.

§ 4

Um

Um aber seine Eitelkeit zu kügeln, und sich gegen die Erbitterung der Pariser zu sichern, erhielt er, daß Se Majestät ihm entgegenfuhr. Der König führte ihn ins Louvre, wo man ein Apartment für ihn eingerichtet hatte, indem Se Majestät glaubten, er werde hier sicherer seyn, als im Palais Royal, nachdem man eine Garde - Compagnie an die Conferenz - Thüre gestellt hatte, was nachher blieb.

Der Nuncius glaubte, oder stellte sich wenigstens, zu glauben, daß die Ankunft des Kardinals Mazarin die Verlassung des Kardinals Neg erleichtern würde. Wurde er zu dringend, so sagte man ihm, er habe den erstern für vogelfrei erklären gesehen, ohne sich groß darum zu kümmern; worüber der Nuncius sich so gut als es gehen wollte, entschuldigte. Zieg er seine Vorstellungen wieder von vorne an, so lautete die Antwort: ob schon der Paps durch das Concordat sich das Erkenntniß in größern Sachen, besonders wo ein Cardinal in Anspruch käme, vorbehalten habe; so sey doch diese Clausel den Freiheiten des Reichs so zuwiderlaufend, daß der König sich solche unmöglich gefallen lassen könne u. s. w.

Dieser Streit kam dem Verhafteten zu statten, denn er war noch vor kein Gericht geladen. Ich sagte einst zu Mazarin: ich wunderte mich, daß eine solche Kleinigkeit uns aufhielte. Man müsse Commissarien vom Paps verlangen: „Bevilligt er sie, so haben wir „was wir wollen; nämlich Verfahren gegen den Cardinal Neg; verweigert er sie, so wird der König „thun, was schon von seinen Vorfahren so gehalten „worden ist; von den Bischöffen des Reichs einen Ausspruch über einen aus ihrem Mittel verlangen, der „seine Treue gegen ihn brach. Die Bischöffe entschliefen sich entweder dazu oder nicht, entweder aus „Furcht,

„Furcht vor dem Papsst oder aus besondern geheimen  
 „Rücksichten. Die Verweigerung des Papssts und die  
 „der Bischöffe werden den König berechtigen, das Er-  
 „kenntniß hierinn seinem Parlament zu übertragen.  
 „Wie haben mehrere frühere Beispiele, die das Recht  
 „Er Majestät begründen, und selbst in der gefandten  
 „Vernunft gegründet sind, welche fordert, daß Privile-  
 „gien und andre Gnadenverleihungen einen Bischoff  
 „zwar von der weltlichen Gerichtsbarkeit ausnehmen,  
 „ihm aber darum doch nicht die Freiheit einräumen kön-  
 „nen, ungestraft alles zu wagen. Hieraus folgt aller-  
 „dings klar, daß die Abgerung der Bischöffe oder die  
 „Weigerung Recht zu schaffen, dem König wieder in  
 „seine zuständigen Gerechtfame einsetze, u. s. w.“

Mazarin wollte nicht gern seiner Würde etwas  
 vergeben, und doch auch nicht einräumen, was der  
 Papsst verlangte. Er entschuldigte sich daher bald mit  
 einem bald mit dem andern Grund gegen den Nuncio,  
 während er fortfuhr denselben gefangen zu halten, des-  
 sen Geist er fürchtete.

Während man sich darüber stritt, wer den Kar-  
 dinal Richieu richten solle, gieng der Winter zu Ende und  
 das Frühjahr kam heran, wo man auf Mittel zu Fort-  
 setzung des Kriegs bedacht seyn mußte. Der König  
 war zwar desjenigen los, den er gegen seine eigne Un-  
 terthanen zu führen gehabt hatte; doch gab es noch  
 manche zu bändigen, und seinen äußern Feinden die  
 Spitze zu bieten. Er hatte auch trotz allen Anstrengun-  
 gen das Unglück, in Einem Jahr drei wichtige Pla-  
 tze zu verlieren. Barcelona aus Mangel an Unter-  
 stützung; Dünkirchen aber, weil die Engelländer als  
 alte Feinde Frankreichs, uns hinderten, Verstärkung  
 hinein zu legen, und unter dem Vorwand von Repres-

fallen diejenigen, die im Krieg mit uns begriffen waren, begünstigten, ohne in Allianz mit ihnen zu stehen. Gleiches Schicksal endlich hatte Casal, weil es seit dem Tod des verstorbenen Königs vernachlässigt worden war, ohnerachtet die Minister von Mantua uns oft benachrichtigt hatte, in welchem schlechten Zustand der Platz sey, indem die Magazine ausgeleert worden wären, um die Besatzung zu erhalten, die seit langer Zeit nicht bezahlt worden war; die Kanonen keine Lavenen hätten, und unbrauchbar wären; das Pulver zu Zeig worden wäre, weil man es nicht gehörig ungerührt habe; und daher zu besorgen siehe, die Spanier möchten sich Meister davon machen, oder auch wohl der Herzog von Mantua selbst, um es nicht den Spaniern in die Hände fallen zu lassen. — Es erfolgte aber, was man nie gedacht hätte. Die spanische Armee nämlich belagerte es, um es dem Herzog von Mantua zuzustellen.

Die Citabelle von Turin war eben so vernachlässigt worden; allein die Zuneigung, welche Madame Royale stets gegen Frankreich beibehielt, hintertrieb es noch, daß wir nicht eben so schimpflich daraus verjagt wurden, und man gestattete den wenigen Soldaten, die darinn lagen, täglich sich Brod in der Stadt zu holen.

Man that in diesem Feldzuge nichts, was beträchtlich genug gewesen wäre, einen so mannfachen Verlust zu ersetzen, und der von Rocroi verminderte um vieles die Freude über die Einnahme von Moncon. St Renehoud, die letzte unsrer Eroberungen, konnte nach all dem Unglück, das uns betroffen hatte, für keinen bedeutenden Gewinn gelten. Was uns aber noch tröstete, war, daß wir, besetzt im Auslande, in unserm Vaterlande festgen. Die Zurückkunft des Königs nach Paris erfüllte das Volk mit ungemeiner Freude.

Man



Man könnte durch die Sorgfalt, womit der Cardinal sich nach meinem Befinden erkundigte, und durch seinen persönlichen Besuch bei mir in meiner Krankheit, leicht verleitet werden, auf freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zu schließen. Ich muß bekennen, daß ich selbst so dachte; ich bemerkte aber bald, daß ich mich geirrt hatte, indem er stets darnach trachtete, mich um Glück und Ehre zu bringen.

Er ließ mir, unter dem scheinbaren Vorwand meine Gesundheit zu schonen, vorschlagen, mich eines gewissen Silhon \*) zu den königlichen Ausfertigungen zu bedienen, und in dem Wahne, daß ich sicher in diese Schlinge gehen würde, erklärte er die Sache als schon ausgemacht, und Silhon wurde schon von vielen Personen deswegen complimentirt. Als ich aber davon hörte, erklärte ich, daß ich nie darein willigen würde. Da le Tellier mit mir darüber sprechen wollte, so antwortete ich ihm so, daß der Cardinal wohl schließen konnte, man müsse mich entweder noch schlimmer behandeln, oder lieber in Ruhe lassen; denn ich würde es eher aufs Heußerste ankommen lassen, als die mindeste Beeinträchtigung meines Amtes und meiner Ehre gestatten.

Ich hatte freilich unsägliche Mühe, mich all der Versuche dieses Premierministers gegen mich zu erwehren; allein die Klugheit erforderte, meine Maasregeln bloß unter der Hand zu nehmen, ohne es zum offenbaren Bruch kommen zu lassen, indem er das Vertrauen des Herrn und die ganze Macht des königlichen Ansehens besaß.

Einige Tage darauf bekam ich ein dreitägiges Fieber, das aber zu gänzlicher Wiederherstellung meiner Gesundheit ausblitz.

Nachdem Ihre Majestäten den Winter zu Paris zugebracht hatte, machte man Anstalten, um im Frühjahr aufs Land zu gehen. — Man traf alle Vorkehrungen zur Salbung des Königs, und ließ sich vorläufig unter der Hand bei dem Herzog von Orleans erkundigen, ob er der Feierlichkeit beywohnen würde. Er gab keine bestimmte Antwort, war aber der Verstellung nicht so Meister, daß man nicht gemerkt hätte, er werde sich excusiren. Der Prinz von Conti, mit einer Nichte des Kardinals vermählt, glaubte sich nicht dabei einzufinden, noch warten zu dürfen, bis diese Feierlichkeit vorbei wären, um sich auf seinen bestimmten Posten zu versetzen.

So kam es, daß bei der Salbung des Königs Prinzen vom Geblüt nicht waren, auffer seinem einzigen Bruder, und dem Herzog von Vendome, der zwar allerdings vom königlichen Hause war, aber eigentlich weder auf den Rang noch die Vorzüge desselben Anspruch hatte, dennoch aber hier den zweiten Platz einnahm. Unter den Pairs hatte der Herzog von Elboeuf den dritten, der Herzog von Candale den vierten, und die Herzoge von Roannez und Bournonville die beiden letztern. Als es nur sechs Pairs von Frankreich gab, wurden die Könige bei feierlichen Handlungen von ihnen bedient. Zur Zeit der Krönung unsers Monarchen gab es ihrer ungleich mehr; da aber keine hinreichende Anzahl dieser Feierlichkeit beizwohnte, mußte man die Fehlenden durch Herrn besetzen, deren Glück vollkommen seyn würde, wenn sie zu dieser Würde erhoben werden könnten.

Das Commando der Armee erhielten die Marschälle von Turenne und la Ferté, und während sie sich

zu

zusammengogen, kam der König nach Sedan, wo man die Belagerung von Stenai unter Faberts Kommando, beschloß. Eingedenk der Dienste die er ihm geleistet hatte, war der Kardinal auf dessen Erhebung bedacht, um sein Verdienst und seine Tapferkeit zu belohnen.

Der Prinz Condé hatte die Spanier gebeten, ihn bei dieser Gelegenheit nicht im Stiche zu lassen; es fanden sich aber so viele Schwierigkeiten dagegen, daß er wohl merkte, es würde unmöglich seyn, sie alle zu übersteigen. Dies veranlaßte ihn, ihnen einen sehr kühnen Vorschlag zu thun. Es betraf die Belagerung von Arras. „Erohere ich es — sagte er — so gewinnt Ihr mit Wucher, und ich auch; indem mein Interesse mit dem Eurigen verbunden ist, und ich es nicht da von abzufondern gedenke!“

Da die Belagerung wirklich unternommen wurde, so erhielten die Marschälle von Turenne und la Ferté Befehl, alles daran zu wagen, um den Platz zu entsetzen. Le Tellier wurde nach Peronne geschickt, um die Herbeischaffung aller Erfordernisse zu beschleunigen, und das Glück des Königs war auch wirklich hier so groß, daß sie mit einer sehr geringen Macht damit zu Stande kamen.

Um seiner Armee Muth zu machen, begab der König sich nach Peronne, wo Er die angenehme Nachricht erhielt, daß sie die Feinde in ihren Linien überwältigt habe. Er bekam Lust die dadurch entsetzte Stadt Arras zu sehen, und kam von da nach Peronne zurück, wo er erfuhr, daß der Kardinal von Rich aus dem Schloß von Nantes entflohen sey.

Er swar hier als Gefangener auf seine Parole gehalten worden. Der Nuncius und ich hatten ihn im  
vori-

vorigen Jahr besucht, um ihn zur Entfagung auf das Erzbisthum Paris, gegen eine große Vergeltung, zu bewegen, was er aber nicht bewilligen wollte. Nachher bereute er dies entweder aufrichtig oder nur zum Schein, und äußerte den Wunsch, daß der Marschall Meilleraie seine Bewachung erhalten möchte, bis der Papst seine Entfagung acceptirt hätte. Der Marschall hatte nicht Lust dazu; da aber seine Gemahlin, deren Bruder mit einer Tochter aus dem Hause Reg vermählt war, ihm anlag, und der Cardinal ihn ebenfalls darum bat, gab er endlich nach, nachdem der König ihm versprochen hatte, er dürfe dem Gefangenen alle Freiheit die Verlassung seiner Haft ausgenommen, gestatten; der Cardinal von Reg aber keinen Schritt zu thun, der den Marschall zu einer üblern Behandlung nöthig machen könnte.

Wenn der König damals gleich jemand zum Erzbisthum Paris nominirt hätte, würde der Cardinal es vielleicht noch für ein großes Glück gehalten haben, die ausgemachte Vergütung anzunehmen. Da er aber hörte, daß der Papst niemand zur Verwaltung seiner Diöces während seiner Abwesenheit ernennen wollte; stellte er sich, als glaubte er, man wolle ihn in engere Verwahrung bringen, und die Unpäßlichkeit des Marschalls Meilleraie möchte seine Wegschaffung nach einem andern Gefängniß veranlassen; dabei war er einzig auf Mittel bedacht, sich in Freiheit zu setzen.

Ich würde dieser Sache gar nicht erwähnt haben, weil ich nichts dabei zu thun hatte, wenn nicht der Cardinal an mich einen Adelichen geschickt hätte, mit der Bitte, dem König vorzustellen: „einzig die Nothwendigkeit, sein Leben zu sichern, und sich gegen seine Feinde zu decken, hätte ihn zu dem igtigen Schritte vermocht. Se Majestät würden übrigens in jedem Ort  
 „der

„der Welt an ihm einen getreuen Diener haben, der  
 „sein ganzes Leben hindurch nach dem Glücke streben  
 „würde, Ihre Gnade zu verdienen; indem er sich ver-  
 „sichert halte, Allerhöchstdieselben würden, nach Erkен-  
 „nung seiner Unschuld, ihn gegen die Verfolgung seiner  
 „Feinde schützen, die Se Majestät mit gehässigen Vor-  
 „spiegelungen gegen ihn eingenommen hätten zc.

Ich sagte dem Adelichen, ich fände es sehr dreust  
 von ihm, daß er sich einer solchen Commission unterzo-  
 gen hätte, ohne noch zu wissen, ob Se Majestät es  
 genehm hielten; und daß er sich nach Hof hätte schicken  
 lassen von einem rebellischen Unterthan, über den Se  
 Majestät gerechte Beschwerden hätten; ich würde übrig-  
 ens vortragen, was er bei mir angebracht hätte, und  
 ihm dann den Willen des Königs, und was weiter zu  
 thun wäre, kund thun.

Ich erzählte dem Kardinal Mazarin, was ich ver-  
 nommen hatte. Er stand bei sich an, ob er den Ade-  
 lichen nicht sollte arretiren lassen; ich widersetzte mich  
 aber, und sagte: „was hat er denn weiter gerhan, als  
 „was Sie selbst wünschen konnten; die Gründe näm-  
 „lich zu Ihrer Wissenschaft gebracht, die der Kardinal  
 „zu seiner Rechtfertigung anführen will. Sein Be-  
 „tragen wird Ihnen Blößen genug geben; denn es ist  
 „nicht wahrscheinlich, daß er im Reich bleiben sollte.  
 „Ich weiß keine schicklichere Antwort an ihn, als daß  
 „man dem Adelichen einen starken Verweis giebt, und  
 „dabei sagt: da der Kardinal von Reg einmal seine  
 „Pflicht gegen den König verletzt habe, so könne er im-  
 „merhin auch dem Marschall von Meilleraie sein Wort  
 „brechen!“ —

Ich schrieb das Betragen des Kardinal Reg nach  
 Rom, und wir vermutheten, er werde nach Spanien  
 gehen,

gehen, was er auch wirklich that, und sich dadurch immer mehr Ladel zuzog.

Mit ungemeiner Sorgfalt meldete man den Vortheil, den die Armeen des Königs davon getragen hatten, nach Engelland, um den Protector Olivier Cromwell von der ihm vorgeschlagenen Allianz mit Spanien abzuhalten. Da wir von diesem Antrag sowohl, als von seiner und seiner Nation Stimmung unterrichtet waren, suchten wir ebenfalls ihn zu gewinnen. Den Auftrag dazu erhielt Bourdeaux. Es gelang ihm auch, allein er machte uns verbindlich, die Engländer nicht zu Ausladung ihrer Kanonen und Waffen zu Blaye anzuhalten, wenn sie die Garonne hinaufgingen. Sie waren zwar dessen schon in einem Tractat vom Jahr 1610 entbunden worden, wir waren aber dennoch stets im Besitz geblieben, und bedienten uns dieses Vortheils, um der Botmäßigkeit des Königs die Stadt Bourdeaux wieder zu unterwerfen, die trotz dem deshalb bereits erhaltenen Pardon es noch immer mit den Rebellen hielt.

Die Landarmee kommandirte der Herzog von Candale, die Flotte der Herzog von Vendome, und Frankreichs Glück wollte, daß beide ihren Zweck bewirkten, und Guyenne, nebst seiner Hauptstadt, welche Befehle vorzuschreiben wähten, diese annehmen mußten, was sehr viel zu Widerstellung des königlichen Ansehens beitrug.

Ihre Majestäten kamen von Peronne nach Paris zurück, und giengen dann wieder nach la Fere, wo sie die schöne Jahreszeit vollends zubrachten. Die Armee hatte auf feindlichem Boden gestanden, damit die Feinde

de ebenfalls die Ungemächlichkeiten des Kriegs zu empfinden bekämen.

Man erhielt um diese Zeit Nachricht, daß der Kardinal von Regz, nachdem er in Spanien ans Land getreten war, und von Sr Katholischen Majestät Geld empfangen hatte \*) sich endlich nach Rom begeben habe. Seine Revenüen wurden vom Fiskus in Beschlag genommen, weil der König mit Recht prätendirte, daß das Regale des Erzbisithums Paris Ihm zustehet, weil diese Eminenz Ihm noch nicht den Eid der Treue geschworen habe, ohne den sie weder die Temporalien genießen, noch die erledigten Beneficien vergeben könnte.

Es erschien eine Menge Schriften, sowohl für als wider die Gerechtsame des Kardinals Regz. Er versuchte die Gewissen mit ins Spiel zu bringen, indem er Generalvicarien anstellte, die unter seiner Autorität die Kirche von Paris administriren sollten. Man gab dem Papst zu verstehen, man würde es nicht zugehen; endlich aber kam es doch durch Vergleich dahin, daß der Kardinal als Erzbischoff anerkannt wurde, der König aber unter denen, die er zur Administration in seinem Namen vorschlug, die Wahl hatte.

Den Winter über fiel nichts Merkwürdiges vor. Der Einfluß des Kardinals Mazarin wurde indes von Tag zu Tag stärker, unerachtet der König reiser wurde. Alle Gnadensachen hiengen vom Premier-Minister ab, dem alle Welt dem Hof machte, unerachtet es eine Menge Menschen gab, die, ob sie schon nicht wagten, sein Verfahren laut zu tadeln, dies doch im Herzen thaten.

Da man sich bereits sagte, es sey Zeit, den König zu vermählen, so wußte der Kardinal der allgemei-

nen Wünsche, denen er nicht zu widersprechen wagte, dadurch zu spotten, daß er fragte, auf welchen Gegenstand denn die Wahl fallen sollte? Er schlug zuerst die Prinzessin von Savoyen vor; man zeigte ein Porträt von ihr, aber so gezeichnet, daß es nur Widerwillen einflößen konnte. Man zeigte die Gemählde der Prinzessinnen von Parma und Modena, die aber blos dazu dienten, sie von der Wahl auszuschließen. Freilich zählten sie erst zwanzig Sommer, allein ihr Embonpoint konnte sie unfruchtbar machen!

Dabei unterließ Se Eminenz nicht, zuzugeben, daß der König einer seiner Nichten mehrere Galanterien machte, sagte jedoch, er würde nie zugeben, daß Er sich mit ihr vermählte. Bei allem Zutrauen das die Königin sonst in alles setzte, was der Cardinal sagte, konnte sie hierbei doch nicht umhin, unruhig darüber zu werden.

Als er mir einst die beiden Porträts der Prinzessinnen von Parma und Modena zeigte, entfiel ihm, wie ich mich noch erinnere, die Aeußerung: was ihnen im Weg stehe, ein großes Glück zu machen, sey allzu große Wohlbeleichtheit (Embonpoint).

Ich versetzte darauf: das geschehe ich! Da ich ihm aber den Gedanken benehmen wollte, uns eine seiner Nichten zur Königin zu geben, so setzte ich hinzu: eine üble Vermählung verursache große Unordnungen, und die, welche die Farnesen mit einer Aldobrandini geschlossen hätten, sey dem Glück der daher abstammenden Prinzessinnen sehr hinderlich.

Was die Prinzessin von Savoyen betrifft, so fiel ihm nie ein, sie mit dem König zu vermählen; denn ob er gleich partheiisch für dies Haus war, so war er doch nur für die jüngern, Lomenie und Madame Royale



se konnte sich nicht entschließen, diese so hoch zu erheben. Ich sagte es bisweilen zur Königin, und setzte hinzu: „Beten Sie zu Gott um Frieden, und wenn er „Ew. Majestät erhört, wird er Ihnen zur Schwieger- „tochter eine Nichte geben“.

Je mehr die Sache nach der Meinung der andern entfernt zu seyn schien, desto mehr war ich davon überzeugt; nicht als ob ich dem Kardinal dankbare Gesinnungen gegen die vielen Verbindlichkeiten, die er der Königin hatte, zugetraut hätte, sondern weil er begreifen würde, daß man keine vortheilhaftere Verbindung schließen könnte. Die des Königs mit der Prinzessin von Savoyen hatte ihre Schwierigkeiten, indem der Monarch noch nicht das kanonische Alter erreicht hatte, um über seine Person disponiren zu können. Dasselbe Hinderniß stand auch der Nichte Mazarins im Wege, dem ich bei Gelegenheiten wohl sagte: „ein majorener König hat wohl die Regierung seines Reichs, nicht „aber die Freiheit, über sich selbst zu verfügen. Die „Gesetze der Kirche sind dagegen. Denn wenn er sich „kanonswidrig vermählte, so sind sie ihm behülflich, ei- „ne solche Ehe wieder zu trennen, die weder vor Gott „noch Menschen recht seyn könnte.“ — Ich machte freilich damit schlecht den Hof, empfand aber in mir selbst eine solche Zufriedenheit darüber, daß ich Dinge, die ich fürchten sollte, verachtete, um nur in dem Gemüth des Kardinals verschiedene Besorgnisse zu erregen, welche die Absicht der Königin begünstigten, und zu dem Glück beigetragen haben mögen, das wir gegenwärtig genießen.

La Barde arbeitete unablässig an der Erneuerung der Allianz mit den Schweizern. Wäre er mit einer beträchtlichen Geld-Summe unterstützt worden, so hätte

te er die Cantons wohl dazu bringen können. Sag man dem Cardinal darum an, so fragte er, was man denn für Nutzen davon hätte? Brauchte er aber Rekruten, so lobte er den Eifer des königlichen Gesandten, womit er diese Angelegenheit betreibe.

Als er einst mit mir darüber sprach, sagte ich ihm: mehrere von unsern Königen und deren Ministern wären der Meinung gewesen, diese Nation für Frankreich zu gewinnen, welche bei verschiedenen Gelegenheiten wichtige Dienste leistete; wenn sie aber nicht auf unsrer Seite war, habe man sich stets übel dabei befinden.

„Was damals gut gewesen seyn mag, gab er zur Antwort, würde gegenwärtig zu nichts helfen. Gehn auch die Schweizer von uns ab, so haben wir noch heute, die wohl so gut sind als sie.“ Er meinte die Deutschen und Italiener. Die Schweizer, sagte ich, haben so viele Siege über die andern davon getragen, daß leicht zu schließen ist, ihre Nation müsse denen vorzuziehen seyn, die ihnen nur mit Beistand aus eben der Nation zu widerstehen vermöchten.

Meine allzufreie Aeußerung gefiel dem Cardinal nicht; ich hätte aber an Ehre und Gewissen einen Ver Rath zu begehen geglaubt, wenn ich, wie so viele Andre, einzig darauf bedacht gewesen wäre, seine Freundschaft durch Gefälligkeit zu erwerben.

Gegen des Cardinals Besinnung sprach ich la Worde oft Muth zu, seine Bemühungen fortzusetzen, und bisweilen vermochte ich Mazarin selbst, ein gleiches zu thun. Hätte die Sache durchgesetzt werden können, ohne Geld auszugeben, er würde sie so eifrig gewünscht haben, als ich selbst; er betrachtete aber die königlichen Gelder, als seine eignen, und konnte sich nicht

nicht entschließen, sie auszugeben, was für Vortheile man auch dadurch erhalten konnte.

Wirklich ist auch der Cardinal, weil er zu ökonomisch war, Schuld daran, daß Catalonien für Frankreich verloren gieng. Sein Geiz machte, daß Spanien uns Casal wegnahm.

I 6 5 5.

Dünkirchen blieb den Engländern, denen wir noch mit unsrer eignen Macht dazu verhelfen mußten. Es ist nichts daran gelegen, ob ich hier anführe, in welchem Jahr wir uns mit Cromwel verbanden. Wissenswerth ist es aber, was uns dazu nöthigt, und welche Uebereinkunft wir mit ihm schlossen.

Die Spanier boten ihm eine Armee an, um Calais wieder zu erobern, wenn er uns den Krieg erklären, und sich anheischig machen wollte, weder Frieden noch Waffenstillstand mit uns zu schließen, ohne sie mit einzuschließen. Wir hatten Beweis davon, und fürchteten mit Recht eine Verbindung dieser beiden Nationen. Um sie nun zu hintertreiben, machten wir den Engländern den Antrag, ihnen zur Eroberung von Dünkirchen behülflich zu seyn, wenn sie unsre Absichten auf Gravelingen unterstützen wollten<sup>9)</sup>. Wir benutzten ferner das Verlangen dieser Nation, einen festen Fuß in Indien zu haben, zeigten ihr die Leichtigkeit, dazu zu gelangen, und redeten ihr die enge Freundschaft aus, in der sie sonst mit den Spaniern gelebt hatte. Wir stellten vor, daß die Hoffnung einer vortheilhaften Handelsverbindung die Engländer nicht abhalten dürfe, darauf auszugehen, sich der Schätze Westindiens zu bemächtigen.

Diese Vorstellungen fanden Eingang bei Cromwel 'N; und zwar um so eher, weil er wohl einsah, wenn er seinen Britten nichts zu thun gäbe, so würden sie schwerlich erdulden, was er sich über sie herausnahm. Denn er hatte bereits vergessen, daß sie ihm blos gehorchten, weil er ihnen Hoffnung gemacht hatte, Engelland zu einer Republik zu machen, woran er aber gar nicht mehr dachte, da er seine Gewalt noch weit über die Macht der Könige ausdehnen wollte.

Ich war einer der Kommissarien, die mit seinem Gesandten unterhandelten. Wir setzten fest, wie viele Mannschaft und Schiffe er uns zur Eroberung von Gravelingen stellen sollte, und mit welcher Macht wir ihm zur Eroberung von Dünkirchen behülflich seyn sollten. Ferner wurde bestimmt: wenn der erstere dieser Plätze vor dem andern erobert würde, sollten sie ihnen Pfandsweise verbleiben, bis wir ihnen zu dem andern verholfen hätten. Wir waren auch darauf bedacht, den Bürgern, welche in der Stadt bleiben wollten, freie Uebung der katholischen Religion zu sichern, und brauchten in den drei Verträgen, die wir mit den Engländern schlossen, alle mögliche Vorsicht, um nicht von ihnen betrogen zu werden; denn sie gehen dabei nicht immer ehrlich zu Werk. Sie behielten sich darinn gewöhnlich irgend eine ihnen vortheilhafte Auslegung offen, nach der Weise ihrer Ahnherrn, der Normänner, und machen bisweilen wenig Umstände, diejenigen zu betrügen, die mit ihnen sich einlassen. — Diese Conventionen mit ihnen wurden auf drei verschiedene male geschlossen; da aber die Zeitbestimmung hier gleichgültig ist, führte ich lieber alles zusammen an, was mir davon bekannt ist.

Ich habe bereits bei Gelegenheit der Schweizer-Negotiation die Denckungsart und den Geiz des Cardinals

dinals gezeigt. Nun auch ein Wort von seinem unlängbaren Haß gegen unsre Nation und ihr Interesse.

Er tadelte unsre Könige oft wegen der Allianz mit den Schweizern so sehr, als hätten sie sie mit den Türken geschlossen, und um diese Monarchen lächerlich zu machen, sagte er einst zu mir: „Die alten Politiker sind unentschuldigbar, daß sie diese beiden Allianzen eingiengen; ich staune darüber, und begreife gar nicht warum? Ich bin freilich der modernen Politiker einer, die den Fehler haben sollen, gerne ihre Vorgänger zu kritisiren!“

Da er dies in Gegenwart mehrerer im Zimmer befindliche Personen gegen mich äusserte, so glaubte ich ihm folgendes antworten zu müssen: es könnte seyn, daß die alten Politiker, deren Verfahren Sie so lächerlich finden, gegenwärtig Ihrer Meinung wären, und vielleicht vergäßen, daß die Franzosen mit dem Beistand der Schweizer Mailand eroberten, es aber wieder verloren, weil sie sie nicht zu Freunden behielten; daß als Franz I. vom Kaiser Karl V. unterstützt, vom Papst, den italienischen Fürsten und Heinrich VIII. von England aber angegriffen war, sobald die Ottomannische Flotte erschien, der Papst, der Kaiser und die andern Fürsten ihn um den Frieden baten, in welchen mit eingeschlossen zu werden, Se Brittische Majestät für ein Glück halten mußten.

Da der Cardinal mir bei einer andern Gelegenheit seinen Widerwillen gegen Frankreich bezeugte, und mir zur Last legte, daß ich immer Heinrich den Großen lobe, der durch seine Tapferkeit, Güte und Großmuth die Monarchie bei seinem Hause zu erhalten wußte; so gab ich ihm die Antwort: „es war aber auch ein großer König, wurde geliebt und gefürchtet von seinen

„Nachbarn, und ließ sich nicht regieren. Er hatte  
 „meinem Vater und mir alle Beweise seiner Gnade  
 „gegeben“. — Der Cardinal staunte über meine  
 Freimüthigkeit, und ich, aufrichtig, nicht minder über  
 seine Hize.

Die Portugiesen, die schon im vorigen Jahr ge-  
 zeigt hatten, daß sie nicht fähig seyen, einen ihrem Vor-  
 theil gemäßen Entschluß zu fassen, schickten die beiden  
 Sekretärs ihres Gesandten zurück, und dieser fuhr fort,  
 Beweise ihrer Schwachheit zu geben, indem er zu dem  
 König sagte: die beiden Sekretäre hätten Geld mitge-  
 bracht, und er wäre erbötig es an uns auszuzahlen,  
 gegen die Versicherung, daß es gegen den gemein-  
 schaftlichen Feind verwendet werden sollte, und man  
 keinen Tractat ohne Se Portugiesische Majestät schlie-  
 ßen wollte.

Da dieser Gesandte eine Sache von mir verlang-  
 te, die bereits vom vorigen König bewilligt worden  
 seyn sollte, so verlangte ich die Urkunde darüber zu  
 sehen. Er war dazu erbötig und glaubte der Forder-  
 ung genugzutun, indem er uns eine Rede vorzeigte,  
 die das höchste Conjeil an seinen König aufgesetzt hatte.  
 Es war daraus ersichtlich, daß Se A. E. Majestät  
 ihn ermahnte, Seine Gerechtsame zu behaupten, und  
 ihm zu diesem Behuf Truppen anbot. Das Nähere  
 sollte jedoch erst in einem besondern Vertrag festgesetzt  
 werden, zu welchem Behuf Se Portug. Majestät an  
 Se Allerchristlichste jemand absenden sollten. Da nun  
 aber dieses geschehen war, ohne daß der Vertrag berich-  
 tigt worden wäre, so schloß ich, daß wir zu nichts ver-  
 bunden seyen, und dieser Meinung waren auch andre  
 Männer von richtigem Verstand.

Um indessen dennoch dem Portugiesischen Gesandten zu zeigen, daß der König allerdings gesonnen sey, Se Portug. Maj. zu unterstützen, sagte ich ihm: „Da Sie Geld haben, so helfen Sie uns damit aus, und ich will Ihnen alle mögliche Sicherheit geben, daß es Ihnen richtig wieder zurückbezahlt werden soll, im Fall Ihr Gebieter den Tractat nicht unterzeichnet, den ich Ihnen aufsetzen werde“.

Ich ließ sogar bis auf funfzigtausend Thaler nach; allein der Gesandte, welcher wohl wußte, daß kein Geld sondern blos Zucker, den er verkaufen sollte, zu la Rochelle für ihn liege, lehnte es ab, und ich zog hieraus den Schluß: wir würden an Sr Portug. Majestät stets einen zuverlässigen Freund haben, wenn nämlich unsre Sachen gut giengen, und man so gut seyn wollte, ihm beizustehen; Er würde aber nie etwas thun, was Frankreich oder auch nur seinem eignen Interesse förderlich wäre, das er, wie man wohl sah, selbst nicht versah.

Dieser Gesandte fragte mich oft, warum man wohl den Schweden, den Holländern und dem Landgrafen von Hessen unermessliche Summen gegeben habe, von Portugal hingegen Geld verlange. Die Antwort darauf war leicht zu finden. Sie wären, sagte ich, sämtlich für die gemeine Sache thätig gewesen, statt daß sein Herr sich nicht rühre, aus Ueberzeugung, daß es ihm wohl erlaubt sey, zurückzunehmen, was ihm gehörte, daß er aber nicht ohne ein enormes Verdrehen auf sich zu laden, fremdes Gut an sich reißen könne. Seine Absicht gehe also, weit entfernt, nach Eroberungen zu trachten, blos auf Vertheidigung seines Eigenthums. Es ist jedoch leicht zu begreifen, daß es für Ihren Monarchen kein sicheres Mittel giebt, wieder zu dem Seinigen zu gelangen, als wenn er sich im Stand

§ 5

befindet,

befindet, dem König von Spanien Plätze und Provinzen zurückzugeben.

Kurz vor der Zurückkunft der portugiesischen Gesandtschafts-Sekretäre hatte ich der Königin gesagt: da mein zweiter Sohn das kanonische Alter erreicht habe, Pfründen zu besitzen, so würde es mir lieb seyn, wenn er eine Abtei erhielte. Da nun die Königin mir versicherte, sie würde gern die Hand dazu bieten, so befolgte ich den Rath, den man mir gab, mit le Tellier davon zu sprechen, damit er dem Cardinal davon sagen möchte.

Le Tellier übernahm dies mit Vergnügen. Ich muß aber hiebei anführen, was er mir wieder sagte, um zu zeigen, daß er es nicht vergessen habe. Der Cardinal äusserte nämlich: der König und die Königin wären mir allerdings viel schuldig, und ich wäre berechtigt, auf Gnadenbeweise Anspruch zu machen, die von der Freigebigkeit Ihrer Majestäten abhingen; er für sich aber achte sich nicht verbunden, die Dienste zu belohnen, die ich Ihnen geleistet hätte.

Man sieht hieraus, wie er dachte, und wie weit seine Verblendung gieng, auch daß er die Ernennung zu Pfründen als sein ausschließendes Recht ansah. Ich gab le Tellier zur Antwort: Ich hätte zwar den Reichthum stets verachtet, und weit entfernt, Schätze zu häufen, mich in beträchtliche Schulden gesteckt; indessen wäre ich doch erbötig, dem Cardinal ein sehr schönes Präsent zu machen, wenn er diese Aeussderung schriftlich von sich stellen oder drucken lassen wollte; denn ich würde mich dadurch sehr erhoben fühlen, indem ich nach dem Gesändniß Sr Eminenz auf Gnadenbeweise Anspruch hätte, die vom König abhingen, und die Seine

Maje-



Majestät mir nicht ohne Ungerechtigkeit verweigern könnten.

Da um diese Zeit durch den Tod des Herrn von Chateauneuf drei Abteien erledigt wurden, so verlieh der König eine davon meinem Sohn, und nahm meinen Dank dafür gnädig auf, der in den Augen mehrerer Höflinge ein Verbrechen war. Ich benahm mich aber bei dieser Gelegenheit, wie ich bei mehreren andern gethan hatte, d. h. ich glaubte Gnadenbeweise nur denen zu danken zu haben, die sie zu erteilen hatten.

1656.

Der Schluß des vorigen und der Anfang des neuen Jahrs wurden zu Paris verlebt wie die bisherigen. Man sprach vom Frieden, zu dem man nicht Lust hatte, und war blos auf Mittel bedacht, den Feinden Widerstand zu leisten. Man hielt häufige Conferenzen mit dem Herrn von Turenne; gestattete dem Marschall de la Ferté alles, damit er nur Truppen versprach, und, ungeachtet man die alten Compagnien schlecht behandelte, verlangte man doch von ihren Officieren, sie vollzählig zu machen. Sie hatten gut vorstellen, es sey ihnen schlechterdings unmbglich; man warf ihnen vor, andre thuen ihre Schuldigkeit besser als sie, ohne zu bedenken, daß diese auch ganz anders behandelt wurden.

Man beschloß, Cambrai zu belagern, und um die Feinde nichts davon merken zu lassen, gieng der König nach der Picardie, und erhielt von den Engländern, daß ihre Truppen zu dem gebraucht werden dürften, was man vorthheilhafter fände. Die Empörung  
der

der Besatzung zu Hesdin, wodurch der Angriff auf die Seeplätze verhindert wurde, machte, daß die Engländer darein willigten.

Die Feinde, welche diese Verabredung nicht voraussehen, hatten die Seeplätze sehr sorgfältig besetzt und besetzt, und dadurch die andern so sehr entblößt, daß ohne ein ganz besonderes Unglück Cambrai wahrscheinlich erobert worden wäre. Die königlichen Truppen rückten davor. Der Prinz, der sich an der Spitze der seinigen auf dem Marsch nach der See-Seite befand, um dort ein Corps zu formiren, entschloß sich auf die Nachricht von unsrer Position und dem schlechten Zustand der Stadt Cambrai, ihr zu Hülfe zu kommen. Dies gelang ihm, worauf Turenne urtheilte, die Belagerung könne nicht fortgesetzt werden. Die Engländer beschwerten sich darüber; man entschuldigte sich so gut man konnte, und die gute Behandlung ihrer Truppen beruhigte sie wieder einigermaßen.

Da es bekannt genug ist, auf welche Art wir genöthigt wurden, die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, so sage ich hier nichts davon. Um einen Aufwand von hunderttausend Thalern zu ersparen zog der Cardinal uns den dort erlittenen Schimpf zu; denn wir würden diesen nicht erlitten haben, wenn die Brücke und Chaussée, welche die Communication zwischen den Quartieren unterhielte, so gewesen wären, daß man in Schlachtordnung hätte darauf marschiren können. Die größte Leichtigkeit des gegenseitigen Beistandes würde die Spanier verhindert haben, uns in unsern Linien anzugreifen.

Von den Feinden geschlagen, verlor Turenne dennoch den Muth nicht. Er hielt seine Armee in Ordnung, verhinderte, daß auf dies Unglück nicht noch ein

ein zweites erfolgte, und ehe er noch in die Winterquartiere rückte, nahm er den Feinden la Capelle wieder ab.

Monsieur, der lange nicht an den Hof gekommen war, glaubte die Gelegenheit dazu benutzen zu müssen, erhielt durch Vermittelung des Kardinals die Einwilligung des Königs dazu, und kam nach la Fere, um Sr Majestät aufzuwarten. Die Höflinge äusserten sich dabei verschieden gegen ihn, bald nach ihren eignen Gesinnungen, bald nach denen des Ministers. Manche riefen ihm zur schleunigsten Entfernung, wozu er sehr geneigt schien; andre hingegen, unter denen auch ich war, meinten, er sollte nichts übereilen; wenn er aber glaubte, wieder abreisen zu müssen, weil er erklärt hatte, er komme nur auf einige Tage nach Hof, so sollte er sich wenigstens vorbehalten, wieder zu kommen, ohne erst besondere Erlaubniß zu bedürfen.

Er versprach es uns, that es aber nicht, und unerachtet er beim König gut stand, brachte er doch den Rest seines Lebens wie im Exil zu. Seine Nachgiebigkeit gegen den Kardinal verstärkte den Einfluß eines allen Rechtschaffenen verhassten Ministers, und setzte die Würde seiner hohen Geburt so herab, daß viele Leute keinen Unterschied mehr kannten, zwischen einem königlich französischen Prinzen und einem Particulier.

1657.

Er fieng an, die Vermählung seiner jüngsten Tochter mit dem König, zu wünschen, wagte es aber nicht, seinen

seinen Wunsch laut werden zu lassen, weil man glaubte, der Cardinal suche diese Ehre für eine seiner Nichten. Zwar würde Monsieur die Königin nicht sogleich für seinen Plan günstig gefunden haben; allein in der Folge wäre sie doch wohl noch dazu behülflich gewesen, aus Furcht, der König möchte sich in Donna Olympia, Nichte des Cardinals, verlieben, <sup>11)</sup> nicht sowohl ihrer Schönheit als der Vertraulichkeit wegen, in der er mit ihr lebte.

Da die Königin sich nicht enthalten konnte, mir ihren Kummer hierüber mitzuthellen, so nahm ich mir die Freiheit, ihr zu sagen, sie müsse sich nichts merken lassen, oder dem Cardinal sagen, sie würde sich genöthigt sehen, mit ihm zu brechen. Sie konnte sich aber hierzu nicht entschließen, und erwartete von der Zeit Mittel gegen das Uebel, das sie befürchtete.

Der König gieng abermal nach Sedan, und während seines dortigen Aufenthalts wurde Montmedy angegriffen und erobert. Der Monarch gieng von da nach Metz, wo ihn blos der Prinz von Zweibrücken besuchte. Der Grund dieser Reise war, die Unterhandlung zu unterstützen, die man dem Marschall Grammont und Lionne aufgetragen hatte, um zu verhindern, daß die Churfürsten den Prinzen des kürzlich verstorbenen Kaisers nicht wählten. Ihre Reise war aber vergeblich, und sie hatten nichts, als viel Geld unnützlich verschwendet <sup>12)</sup>.

Nachdem sie sich geschmeichelt hatten, ihr Vorhaben durchsetzen zu können, trugen sie darauf an, die Gewalt des neuen Kaisers durch Capitulationen einzuschränken, und glaubten viel gethan zu haben, daß sie die Absichten der Reichsfürsten unterstützten hatten.

Der

Der Kardinal und Servien waren mit ihnen überzeugt, daß sie den Kurfürsten von Baiern dahin vermögen würden, die Kaiserkrone zu verlangen; daß sie, wenn es ihnen mit diesem nicht gelänge, den Herzog von Neuburg dazu bereden, und endlich, wenn die Wahl eines oder des andern dieser Fürsten durchkreuzt würde, in den Deutschen den Wunsch erregen könnten, sie dem Könige zu übertragen.

Wer nur irgend sachkundig war, mußte diese drei Einfälle höchstlächerlich finden. Denn gesetzt auch, die Deutschen wären es überdrüssig gewesen, von Fürsten ihrer Nation regiert zu werden, so war es doch nicht wahrscheinlich, daß sie den König vorgezogen hätten, dessen Macht die Besorgniß hätte erregen können, er möchte Eingriffe in ihre Freiheiten unternehmen, und ihre Hoheitsrechte beeinträchtigen. Dies hatten sie weniger vom Erzherzog zu besorgen; denn wenn gleich dieser von Sr. katholischen Majestät unterstützt werden konnte, so machte doch die Entlegenheit dieser beiden Heere ihre Macht minder fürchtbar, als die von Frankreich, das mit dem Reiche gränzt.

Der Mangel an Ehrsucht, den der Kurfürst von Baiern seit dem Tode seines Vaters hatte blicken lassen <sup>13)</sup>; die Lage seiner Staaten zwischen den Erbländern, derselbe Minister <sup>14)</sup>, dessen Rath immer bei ihm galt, dies alles ließ schließen, daß er nicht nach der Kaiserkrone trachtete.

Was endlich den Herzog von Neuburg betrifft, so waren sein zu Behauptung dieser Würde zu geringes Vermögen, und die Neider, die er im Kurkollegium hatte, ihm zu sehr im Wege, als daß zu erwarten gewesen wäre, er würde je durchdringen.

Der

Der Cardinal und Servien wagtens nicht, dem Marschall von Grammont und Lionne aufzutragen, daß sie den König in Vorschlag bringen sollten, sondern begünstigten sich, ihren Wunsch nach Erhebung des Herzogs von Neuburg zu zeigen; wobei sie übrigens zu erkennen gaben, und einräumen mußten, da der Kurfürst von Baiern der einzige katholische Kurfürst sey, dem man die Kaiserkrone geben könne, so werde diese ihm, trotz seinem Widerwillen dagegen, angetragen werden.

Ich sagte ihnen einst, als wir darüber sprachen: „worauf gründen Sie dies Raisonnement? Sie müssen zugeben, daß Sie, um Ihren Plan durchzusetzen, fünf Kurfürsten gewinnen müssen, statt daß der Erzherzog nur zween braucht. Denn der Kurfürst von Sachsen wird unstreitig nicht von ihm abgehen, und er selbst wird seine Stimme sich als König von Böhmen geben. Haben Sie den Kurfürsten von Baiern, so verlieren Sie den von der Pfalz wegen seiner Staaten. Hoffen Sie, die drei geistlichen Kurfürsten unter Einen Hut zu bringen, so ist dies wohl möglich, aber schwer zu glauben. Gesezt aber auch, so brauchen wir doch immer noch eine Stimme; indem vier noch keine Wahl, sondern blos einen Zwiespalt machen. Da Sie nun Brandenburg nicht haben, so muß Ihr ganzes Project scheitern. Denn wie können Sie hoffen, daß dieser seine Stimme dem Herzog von Neuburg geben werde, der sein Hauptfeind ist, und mit dem er noch wegen der Jülichischen Erbschaft im Streit liegt?“ —

Er muß sich, sagte Servien, dadurch beruhigen lassen, daß der König ihm das Wort giebt, einen Vergleich zu vermitteln, wenn Neuburg zum Kaiser erwählt seyn werde.

„Ich

„Ich zweifle, daß der Kurfürst von Brandenburg sich je dazu verstehen sollte, da ein Kluger in der Regel nicht seinen Feind zu seinem Gebieter erwählt.“

Und warum — sagte Servien — sollte der Kurfürst von Baiern, unterstützt vom König, sich nicht gegen den Erzherzog erklären?

„Sie wollen — antwortete ich lachend — Fürsten sollen untereinander auf Cavaliers-Parole gehen; allein kluge aufgeklärte Männer verlangen schon etwas bündigere Sicherheit!“ —

Lionne ward dem Marschall Grammont bei dieser berühmten Ambassade als College zugegeben. Er griff mit Freuden darnach, bei seiner Zurückkunft aus Spanien. Dahin war Er geschickt worden, um Frieden zu unterhandeln, aber nicht so glücklich gewesen, ihn mit Dom Louis Haro zum Schluß zu bringen. Auch hielt er sich und sein Geschäfte nicht so geheim, wie ihm befohlen worden war; denn auf der Grenze wurde er erkannt, und man wußte, was ihn nach Spanien führe.

Ein Cavalier aus diesem Lande, der den König die Instruction, welche Lionne bekam, hatte unterzeichnet sehen, schrieb von ihm und seinem Ansehn am französischen Hofe ungemein vortheilhaft an Dom Haro; da aber seine Vollmacht weder besiegelt noch contresignirt war, faßte dieser Mißtrauen gegen ihn, und um denselben zu beruhigen, mußte ich die Antwort auf sein erstes Schreiben an den König, unterzeichnen.

Man stieß gleich anfangs auf eine Schwierigkeit, an welcher die Unterhandlung scheiterte. Lionne forderte,

so wie der Cardinal, Se katholische Maj. sollte sich des Prinzen von Condé nicht annehmen, Dom Haro hingegen sagte, sein König wolle gar nichts vom Frieden hören, ohne daß dieser Prinz in alle seine Güter und Würden wieder eingefest würde, woranter er auch seine Statthalterschaften begriffen wissen wollte. Dies wollten wir nicht einräumen, und es verursachte uns in der Folge neue Schwierigkeiten.

Das merkwürdigste, was Lionne bei seiner Unterhandlung that, war, daß er ein Geschenk ausschlug, das der König von Spanien ihn machen wollte. Es hätte ihm eben so viel Ehre gemacht, wenn er auch den Excellenz-Titel nicht angenommen hätte, den Haro ihm beständig gab; denn dies würde ein Beweis von seiner Bescheidenheit gewesen seyn, und dem spanischen Minister allen Anlaß entzogen haben, über seine Eitelkeit zu spötteln.

1658.

Da ist die Hoffnung des Friedens zwischen beiden Kronen wieder gänzlich verschwunden war, durfte der Cardinal sich nicht mit einer Vermählung des Königs mit der Infantin schmeicheln. Er wollte ist die Königin und den ganzen Hof glauben machen: da er den König vermählt zu sehen wünsche, so habe er keinen Gedanken mehr auf seine Richte. Er that Ihren Majestäten den Vorschlag nach Lion zu reisen, und der Madame Royale von Savoyen, dorthin zu kommen. Sie bezeugte Widerwillen dagegen, ihre Tochter, die Prinzessin Margarethe, hin zu bringen. Man ließ ihm vielmehr sagen, der Hof möchte nach Grenoble gehen; Madame Royale werde alsdann mit der Prinzessin in eine Kapelle zwischen dieser Stadt und Chamberi kommen



wo der König sie sehen könne. Allein die auf den Credit des Cardinals gestützte Hoffnung des glänzenden Glücks ihrer Tochter, machte doch, daß Madame Royale den erhaltenen Rath befolgte. Sie entsatzte sich nach Lion zu kommen, und davon bald das Nähere.

Der König, der nach der Einnahme von Grövelingen zu Calais gefährlich krank gelegen hatte, und den Engländern behülflich gewesen war, Dünkirchen zu erobern, kehrte glorreich zurück, da seine Armee die Spinnier besetzt hatte. Nachdem er sich zu Compiègne und dann zu Fontainebleau erholt und ein wenig zu Paris verweilt hatte, gieng er nach Lion ab, und nahm seinen Weg über Burgund, wo er sich länger aufhalten mußte, als er gedacht hatte, um an einige Geschäfte, von denen er sich große Vortheile versprach, die letzte Hand zu legen. Ich konnte ihm auf dieser Reise nicht folgen, weil ich von einem anhaltenden Fieber befallen wurde, das vierzehn Tage lang mit Schwäche und andern Ungemächlichkeiten verknüpft war.

Endlich trafen die Höfe von Frankreich und Savoyen, nicht ganz zu gleicher Zeit, zu Lion ein. Aus der guten Ausnahme des Herzogs und der Herzoginn von Savoyen beim König, und aus der Vertraulichkeit, womit Er sich mit der Prinzessin Margaretha unterhielt<sup>1)</sup>, glaubte der französische Hof schließen zu dürfen, sie werde wohl Königin werden. Mein Sohn war gleicher Meinung und schrieb es mir. Ich antwortete ihm aber, ich könnte die Sache noch nicht glauben, und der bloße äußerliche Schein könnte mich nicht andrer Meinung machen, wo ich unwiderlegbare Gründe hätte.

Der König benahm sich schon am folgenden Tag auf den Rath des Kardinals zurückhaltender. Dies wurde in Lion bekannt, und daß eine Dame von Stande auf ihrer Reise aus Spanien nach Italien zu Lion mit einem Spanier, den man in einem Kloster verborgen hielt, eingetroffen sey, um Vorschläge zum Frieden und zur Vermählung des Königs mit der Infantin, zu thun. Der Cardinal machte der Madame Royale, die Eröffnung hiervon, die ihr eben nicht sehr angenehm seyn konnte, und indem er das Benehmen der Spanier bewunderte, sagte er: ihre Anschläge wären tief, doch nicht ganz überraschend; er könne, ohne die Königin zu beleidigen, diesen Spanier nicht ungehört zurückschicken; Ihre Königl. Hoheit könnten aber versichert seyn, daß einzig das Wohl der Christenheit im Stand seyn werde, einen Schluß mit ihm zu bewürken.

Madame Royale verlangte eine schriftliche Versicherung, daß der König sich mit ihrer Tochter vermählen werde; dies ward zugestanden, aber mit einer Clausel, die dem König allemal freie Hand ließ, zu thun was er wollte, ohne daß das Haus Savoyen sich für beleidigt halten könnte; man versprach es nämlich, wenn das Beste Sr Majestät, die Größe seines Staats nebst der Ruhe seiner Unterthanen und der Christenheit Ihn nicht vermöchten, die Infantin zur Gemahlinn zu nehmen.

Der König setzte seine Reise fort, und ihm folgte dieser Spanier, Pimentel, den man frei hielt und bei dem Cardinal logierte. Nachdem er seine Vollmachten gezeigt hatte, trat man mit ihm in Unterhandlung, und brachte auch einen Waffenstillstand, nebst verschiedenen ziemlich bedeutenden Artikeln wirklich ins Reine; dem, welchen man für den Wesentlichsten hielt, beugte er indessen doch noch aus. Es betraf nämlich

die

die Wiedereinsetzung des Prinzen Condé in alle seine Stellen, oder seine Ausschließung davon für immer.

Mazarin blieb standhaft dabei, der Prinz sollte ihrer durchaus beraubt werden, indem der König sonst sich auch zum vortheilhaftesten Frieden nicht verstehen werde. Pimentel wies dies auf ausdrücklichen Befehl, den er dazu hatte, zurück. Endlich schlug man nach italienischer Sitte einen mezzo terminus vor. Der Spanier sollte nämlich bewilligen, daß dieser Artikel, so wieder der Cardinal ihn vorschlug, in den Contract gesetzt würde; er sollte jedoch nicht verbindlich seyn, ehe der König von Spanien ihn angenommen und gutgeheißen hätte.

Ich erinnere mich hierbei, daß der Cardinal einst mehrere von uns in seinem Zimmer fragte, ob der König, um Frieden zu bekommen, dem Prinzen die Statthaltererschaft von Guienne wieder geben sollte. Ich sagte: nein.

„Auch sonst nichts?“ sagte er zu mir.

„So rasch gehe ich nicht! — war meine Antwort. — Zwischen Guienne und gar nichts ist noch ein mächtiger Unterschied“. — Dann wendete ich mich gegen den Marschall von Villeroi und sagte: „Bourgogne könnte ihm, ohne Gefahr für den Staat, wohl gegeben werden, und der Prinz wird darinn alle Sicherheit finden, die er verlangen kann“. —

Anton Pimentel und Mazarin giengen voraus, und da der König sich auf den Weg gemacht hatte, um diesem zu folgen, erhielt Er Briefe von ihm, Seine Reise noch aufzuschieben, bis die Nachrichten, die man aus Spanien erwartete, eingelaufen seyn würden. Sobald der Cardinal sie erhielt, theilte er sie dem König mit, welcher seine Reise fortsetzte.

Der Kardinal unterließ nicht, zu verwilligen, daß seine Nichten, die zu Brouage waren, sich auf dem Weg des Königs befanden. Mag jeder nach Gefallen urtheilen, ob dies aus Gefälligkeit gegen den König geschah, oder um derjenigen ein Vergnügen zu machen, in die man den Monarchen verliebt glaubte. Was mir aber auch der Kardinal sagen mochte; hätte er seine Sicherheit mit der Vermählung des Königs an eine seiner Nichten zu vereinigen gewußt, er würde sich nicht dagegen gesetzt haben!

Die spanische Depesche besagte: der Katholische König siehe von seinen Forderungen für den Prinzen ab, und übernehme es, die Ihm geleisteten Dienste desselben selbst zu belohnen. — Man glaubte, und ich selbst war dieser Meinung, der Prinz habe selbst dazu gerathen, alles einzuräumen, wenn nur Mazarin nach den Pyrenäen kommen wollte, um mit Dom Haro zu unterhandeln; und dies aus dem sehr richtigen Grunde, weil, wer unterhandelte, zugiebt, daß noch nichts ausgemacht ist, folglich das was wirklich schon festgesetzt scheint, wieder vorgenommen werden und das Spiel so gefartet werden kann, daß nach Gelegenheit etwas ganz anders ausgemacht wird. Auch konnte der Prinz die schwache Seite des Kardinals, welcher Schmeicheleien nichts abzuschlagen vermochte, und daß er bei seiner großen Schüchternheit es nicht wagen würde, ohne Frieden nach Hof zurück zu kommen. Dabei hielt er sich auch noch überzeugt, daß wenn das Volk, das durch den Credit der Königin unterstützt zu werden hoffen konnte, gegen ihn schrie, er von diesem sowohl als von dem Militär getadelt und verwünscht werden würde, daß durch seine Schuld ein Feldzug, worinn man Flandern hätte erobern können, verloren gegangen, und dem König von Spanien Zeit gelassen worden

worden sey, sich wieder zu erholen, und einer mächtigen Hülfe aus Deutschland zu versichern.

1659.

Ganz unerwartet kam es dem Cardinal bei der ersten Zusammenkunft mit Dom Haro, daß dieser den Rang vor ihm begehrete. Mazarin berief sich auf seine Würde und das Herkommen; allein dieser Dom behauptete, er habe nicht mit einem Cardinal zu negociiren, sondern mit einem Minister des Königs von Frankreich. Mazarin wußte weder seine noch seines Königs Würde zu behaupten, und räumte die Gleichheit ein, die bestritten und beobachtet werden konnte, ohne anerkannt zu werden; was man uns nachher wohl anzuführen mußte.

Die Vermählung wurde hier verabredet, nebst dem Frieden, wovon eine der Bedingungen war, daß der König den Prinzen Conde in seine Güter, Ehren, Würden und Statthalterschaften wieder einsetzen, und ihm statt der Provinz Guyenne Bourgoigne untergeben sollte.

Um sich dieses Punktes wegen beim König und dem Publikum zu entschuldigen, sagte der Cardinal: er habe dagegen andre Vortheile erlangt, und überhaupt nur um einige Monate früher gethan, was man ohnehin nicht hätte umgehen können. Ich werde ihm hierinn Recht geben, wenn seine Anhänger mir dagegen zugeben, daß er den Vorwurf der Unklugheit verdient, indem er sich so oft berühmte, er würde sich nie dazu verstehen. Es war eben nicht zu verwundern, wenn ein Prinz vom Geblüt seiner Stellen und Güter, und selbst seine Nachkommenschaft der Thronfolge ver-

lustig erklärt worden wäre; nur ließ sich diese Erklärung nicht in Ansehung der Nachkommen des Schuldigen behaupten, indem die Prinzen vom Geblüt durch die gemeine Einwilligung der Stände zum Thron berufen werden. Würden sie (von König einseitig) abgeschlossen, so müßte daraus folgen, daß ein König seinen Sohn enterben, einen Fremden zur Krone berufen und das Reich zerstücken könnte, was der Reichsgrundverfassung ganz zuwider ist.

Da noch einige Artikel zu berichtigen waren, verabredete der Cardinal und Dom Haro den Tag zu einer nochmaligen Zusammenkunft auf der Grenze. An Colbert schickte man einen Courier mit dem Friedensschluß und Vermählungstractat, die er an mich abgeben sollte. Man befahl mir, sie nicht lesen zu lassen, und den Courier nicht über vier Stunden aufzuhalten, sondern unmittelbar nach Besiegung der stipulirten Ratificationen wieder abzufertigen.

Ich sagte Colbert, es würde schwer halten, den Kanzler von der Durchlesung abzuhalten; wenn er indessen mit zu ihm gehen wolle, so könne er sehen, wie ich dies dennoch zu verhindern wissen würde. Er begleitete mich, und ich las dem Kanzler die geheimen Artikel, statt aller, indem ich ihm vorstellte, daß der Courier schleunig befördert werden müsse; daher er ohne Zeitverlust siegelte, was ich ihm vorlegte. Da man sagte, der König spreche als Herr, indem er einiges zu Gunsten des Prinzen Condé nachließ, so war er blos diesen Artikel zu sehen neugierig.

Ich ließ die Papiere in starkes Papier einschlagen, und drückte auf alle Rixen mein Siegel, damit, wenn der Courier erklärte, was er auf habe, dem Fürwiz, beim Anblick der Schwierigkeiten, der Muth  
ent

entginge, hineinzugucken. Er ritt schnell genug; denn der, an welchen er sein Paquet abzugeben hatte, mußte ziemlich lange auf der Grenze warten, ehe man ihm die von Sr Katholischen Majestät ratificirten Urkunden zustellte.

Zum Beweis ihrer Aufrichtigkeit und ihres Vertrauens brauchten die Franzosen nicht die Vorsicht, die Copie dieser von Haro's Sekretär unterzeichneten Papiere in Händen zu behalten. Zur Probe, ob diejenigen, die man zurückgab, den Originalien gleichlautend wären, hieß man den Abgeordneten des Königs die Artikel nachzählen, indem man es hier ausgemacht hielt, daß, wenn nur die Zahl richtig einträfe, das übrige schon ebenfalls richtig seyn mußte.

Der Cardinal hatte Ursache, die Urkunden nicht vor der Publication des einen und Vollziehung des andern Tractats bekannt werden lassen zu wollen; denn es war verschiedenes darinn übergangen, worüber man ihm unfehlbar Vorwürfe gemacht hätte, und was er bei der ersten Zusammenkunft mit Dom Haro nachzuholen gedachte; wenigstens würde er sich darüber geäußert haben. Freilich aber ist es nach der Meinung gewisser Personen besser, fehlen, als seine Handlungen der Prüfung andrer unterwerfen.

Da der Tag, woran die beiden Minister auf der Grenze zusammenkommen sollten, anberaumat war, begaben sie sich dahin auf eine Insel im Königreich Navarra, dem man stillschweigend entsagte. Freilich läßt sich zur Entschuldigung des Cardinals anführen, daß man denselben Fehler schon 1615 begieng, indem man die Grenze dieser Krone durch den Fluß bestimmen ließ. König Anton von Navarra wußte aber seine Gerechtfame besser zu wahren; denn er protestirte: un-  
 3 5 erachtet

erachtet er Madame Elisabeth zu Fuentarabia übergäbe, solle ihm doch dies weder an seinen Ansprüchen noch Gerechtigkeiten zum Nachtheil gereichen oder dagegen angeführt werden können.

Als der Tag zur Publication des Friedens gekommen war, publicirte man ihn nach hergebrachter Sitte zu Paris, so wie auch in den andern Städten. Merkantilsch betrachtet, kann man ihn vortheilhaft für Frankreich finden, indem es an Grund und Boden dadurch gewann. Wer ihn aber mit den Augen eines guten Politikers und großen Monarchen betrachtet, wird gestehen, daß die Spanier, indem sie an Terrain verloren, an Achtung gewannen, und daraus schließen, daß er für sie vortheilhaft er war als für uns. Untersucht man, was man hätte thun können, ohne den Krieg fortzusetzen, so wird man sagen: als die Holländer ihren Frieden schlossen, hätten wir ihn auch haben können, und zwar noch rühmlicher und vortheilhafter; hätten wir aber den Krieg fortgesetzt; so wäre Flandern erobert worden, oder Spanien hätte uns wenigstens alles abtreten müssen, was es in Artois erobert hatte.

1 6 6 0.

Der König that eine Reise nach Provence <sup>14</sup>) welche nöthig war, um die Marseiller fühlen zu lassen, daß Er mit ihrem Verhalten nicht zufrieden sey. Er wurde jedoch noch besser gethan haben, sich an die Stadt Aix zu halten. Denn unerachtet man hoffen konnte, daß das Parlement das Volk bei seiner Pflicht erhalten würde, so verursachte doch die innerliche Spaltung desselben, und die Herrschsucht einiger seiner Mitglieder alle Unfälle dieser Provinz. Umsonst sagte man  
dies



dies dem Kardinal; er kannte die Umstände der Provinz kaum halb, und sah blos durch die Augen des ersten Präsidenten Oppede, der sein Vertrauen besaß.

Nach einem langen Aufenthalt zu Marseille begaben Ihre Majestäten sich nach Avignon. Hier liefen beim König starke — Beschwerden über die Unge-  
mächtigkeiten ein, welche die Stadt Orange dem Reich verursache, und Er beschloß, sich zum Herrn davon zu machen. Dies geschah mittelst eines Vertrags. Er befahl hierauf, die Befestigungen sollten geschleift werden; allein man hatte entweder die Lage nicht gehörig erwogen oder wohl e den, welchem man das Gouvernement davon zugedacht hatte, begünstigen; kurz es unterblieb, bis die verwittwete Fürstinn von Oranien die Restitution verlangte.

Da ich den König nicht auf dieser Reise begleite, so kann ich mir von dem, was in Ansehung dieses Platzes beschlossen wurde, keinen Ruhm beimessen; wiewohl ich mehrere Jahre vorher schon dem Monarchen vorgestellt hatte, Religion und Gerechtigkeit seyden dabei interessirt, daß dieser Platz geschleift würde, indem er den Rebellen, und überhaupt Verbrechern aller Art zum Schlupfwinkel diene.

Während der Anwesenheit des Königs in Provence kam auch der Prinz nebst seinem Sohn, dem Herzog von Anguien, und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville dahin; die beiden ersteren, um den König ihrer Treue zu versichern; und dieser, um Ihn zu bezeugen, wie sehr es ihn freue, daß die Prinzen wieder in Seine Gnade aufgenommen würden.

Der Herzog von Lothringen mochte entweder von dem Antrage der Spanier gehört haben, womit er nicht  
zufrie-

zufrieden war <sup>17)</sup>, oder er mochte hoffen, seine Rechnung besser mit dem Cardinal abzuschließen; er begab sich nach Hof und erhielt Lionne als Commissär zur Unterhandlung mit ihm. Nachdem er nach Paris gekommen war, brachte er es dahin, daß ihm Bar zurückgegeben wurde, gegen einige Dörfer, mittelst deren die Communication mit Elßas erhalten wurde. Die Festungswerke von Nanci aber sollten geschleift werden, was dem Herzog sehr sauer ankam.

Der König erlaubte Lionne, von diesem Souverain funfzigtausend Thaler anzunehmen, die sein Schwiegervater ihm vorgestreckt hatte. Vielleicht hätte er besser gethan, der Sache unter diesen Umständen nicht zu erwähnen; denn noch bei Lebzeiten des Cardinals, der kurz nach dem Schluß dieses Tractats starb, brachte man eine Vermählung der Prinzessin Orleans mit dem mutmaßlichen Erbprinzen Karl von Lothringen in Vorschlag. Es fanden sich aber gleich damals und in der Folge noch so viele Schwierigkeiten, daß man nicht weiter daran dachte <sup>18)</sup>.

Der Herzog von Lothringen wollte, die Prinzessin sollte ihm Güter abtreten, mit denen er einen mit der Fürsinn von Cantecroix erzeugten Sohn bereichern wollte. Die Prinzessin befragte mich um meine Meinung, und ich bestärkte sie in ihren schon gefaßten Gedanken, dies nicht zu thun, sondern ihm etwas einzuräumen, wogegen er sogleich den Herzogstitel und die Souverainetät seinem Neffen abtreten sollte.

Das Salische Gesetz, das er behauptete, wird durch den Pyrenäischen Tractat autorisirt; sein Vermählungstractat zeigte aber, daß es nie eingeführt war, so wenig als ein Fideicommiss, das die Töchter zum Besten des männlichen Stammes, vom Lehn ausgeschlossen.

schlossen hätte. Man darf nur lesen, um zu sehen, ob er dazu gezwungen wurde; denn nach dem Tod seiner kinderlosen Gemahlinn kam er um die Erlaubniß ein, ihre jüngere Schwester zur Gemahlinn zu nehmen, was ihm auch vom Papsi verwilligt wurde, und man fand nachher zu Rom seine Proceßuren, um eine Trennung dieser zweiten Ehe zu erlangen, blos lächerlich.

Die Einwilligung des Cardinals in den Tractat ist für Frankreich sehr nachtheilig, indem man den Herzog, der doch ein Vasall des Königs ist, dadurch autorisirt, die Natur seines Lehns zu ändern, ohne die Einwilligung des Lehnherrn einzuholen. Da der Cardinal die Rechte des Königs, von denen ich ihm oft sagte, wohl gewußt hatte, so ist er nicht zu entschuldigen, daß er sie vernachlässigte.

Er war aber freylich in Ansehung unsrer Gebräuche so unwissend, als die, die er bei seinem Geschäft brauchte, in der Bedeutung der Ausdrücke. Dies setze den König in Gefahr, zu verlieren, was Ihm in der Grafschaft Artois abgetreten worden war, wo Gouvernance soviel bedeutet, als anderwärts Baillage, Seneschauflée und Prevosté. Der Cardinal hatte blos schreiben lassen, man cedire uns Artois, und dabei gesagt: in den Valliagen und Chatellenieen. Daraus zogen aber die spanischen Commissarien die Folgerung, die Gouvernance von Arras sey demnach nicht an Se Majestät abgetreten, was Anlaß zu einem starken Streit gab.

Hätte er Leute, die es besser verstanden als er, um ihren Rath befragt, so würde er gesehen haben, daß er seinen Ruhm hierinn gefährte. Er und Lionne dünkten sich, das spanische so gut zu verstehen, daß  
sie

sie niemanden die Artikel, die man ihnen vorlegte, zur Einsicht mittheilten, und ihr Wahn, als ob das Wort *communanté* mit *d'antiquement* gleichbedeutend sey \*), kostet dem König eine große Strecke Land, und eine Menge Dörfer von der Grafschaft Cerdagna, die er behalten haben würde, wenn die Grenzen der Landstriche, welche Roussillon und Catalonien scheiden, nach der Abtheilung genommen worden wären, welche Cäsar von Gallien und Spanien macht, oder nach den Bergspitzen, oder auch nach dem Wasser. Da sie aber das Wort *communanté* gut seyn ließen, so benutzten dies die Spanier, die es schlaue genug so gesetzt hatten.

So brachte auch die Unkunde, was in eben den Gebürgen zur Grafschaft Foix gehöre, den König um ganze Berge, welche die Spanier abstecken ließen, ohne daß der Cardinal sich im mindesten dagegen beschwert hätte; und wenn der Erzbischoff von Toulouse nicht fest auf deren Zurückgabe bestand, so wären wohl große Weitläufigkeiten daraus entsprungen. Denn das Thal Andaine ist getheilt zwischen der Grafschaft Foix und dem Bisthum Urgil. Donnezan, ebenfalls eine Souveraineté auf demselben Gebürge, zur Grafschaft Foix gehörig, wurde so ganz vergessen, daß man sich kaum noch

\*) Ich gestehe, nicht errathen zu können, welche spanische Wörter der Verfasser hier im Sinn gehabt haben mag. Vermuthlich standen sie in dem Verhältniß mit einander wie *ungefähr* *Gemeinheit* und *gemeinlich* und veranlaßten bei den nicht ganz sprachkundigen Franzosen ein Mißverständnis, das die Spanier wo nicht beabsichtigten, doch benutzten. —

noch besann, dem König die Oberherrlichkeit darüber vorzubehalten.

Es darf nicht befremden, daß ich hier alle die Fehler anmerke, welche der Kardinal begieng, noch darf man auf Rechnung eines bösen Willens schreiben, was ich gegen sein Verhalten sage. Der Eifer für den Dienst meines Königs und das Beste meines Vaterlands nöthigt mir diese Bemerkungen ab.

Einige Monate nach der Zurückkunft Sr Majestät nach Paris, kamen Abgeordnete vom Erzherzog, von Tirol dahin, um die Zahlung von drei Millionen zu verlangen, die ihrem Herrn im Münsterschen Frieden versprochen worden waren. Ich, nebst Lionne und meinem Sohn waren geordnet, ihr Anbringen zu vernehmen. Wir erhielten von ihnen, daß sie keine Million Reichsthaler, sondern blos drei Millionen französische Livres verlangen sollten, und nachdem wir ihnen gezeigt hatten, daß sie keine Interessen fordern könnten, kamen wir mit ihnen überein, daß sie in fünf Terminen bezahlt werden sollten; im ersten dreihunderttausend; im zweiten eben soviel; im dritten vierhunderttausend; im März 1662 eine Million und im März 1663 noch eine, gegen eine wiederholte Cession des Erzherzogs von allen im Ober-Elß, der Landgrafschaft und deren Bannbezirk ihm zuständigen Rechten. Weil nun der Kardinal sich vom König hatte die beträchtlichsten Domainen im Elß geben lassen, so ließ er die erste Zahlung sogleich baar abtragen, und gab Sicherheit über die zweite. Ohne Zweifel wäre, wenn er das Leben behalten hätte, auch die dritte, vier-

te

te und fünfte, eben so richtig erfolgt, damit der Erzherzog die Zurückgabe nicht verlangen könnte.

Die Generalstaaten schickten uns auch eine feierliche Gesandtschaft. Diese Gesandten glaubten, das wirksamste Mittel ihre Angelegenheiten zu beschleunigen, wäre, sich an den Cardinal zu wenden, und ihn zum Vermittler bei Sr Majestät zu ersuchen. Sie staunten aber nicht wenig, als sie erfuhren, daß eben Er dem König eingab, eine reelle Sicherheit von den Staaten zu verlangen, in der Voraussetzung also, daß sie den alten Verträgen zuwider gehandelt hätten, und man keine neuen mit ihnen auf ihr bloßes Wort schließen könne.

Die Gesandten sagten, diese Aeussertung besemde sie um so stärker, da man sich nichts dergleichen gegen den ordentlichen Gesandten Voreel habe verlauten lassen, als er auf Erneuerung der Allianz antrug. — Als der Cardinal mich einst auf Lionnes Antrieb, in Gegenwart des Königs fragte, ob man ohne dies, was er für billig hielt, mit den Generalstaaten Verträge schließen könne, antwortete ich: sie würden sich durch ein solches Ansinnen beleidigt halten, weil Könige und Republiken glaubten, man müsse ihrem Worte trauen. Sicherheits-Plätze von ihnen fordern, wie Lionne bereits geäußert habe, sey so gut als ihre Gesandte beurlauben. „Es giebt — fuhr ich fort — indessen noch ein Mittel, die Angelegenheiten des Königs zu beraten und die Staaten zu befriedigen; wenn man, nämlich diese so gut behandelt, daß sie nirgends anders finden können, was sie durch eine Trennung von uns verlören. Was sie zu Münster thaten, darf  
„man

„man ihnen nicht vorwerfen; denn es war doch nicht  
 „wohl zu erwarten, daß sie die von dem katholischen  
 „König angebotene Unabhängigkeit ausschlagen wür-  
 „den, um die sie beinahe seit achtzig Jahren kämpften.  
 „Man erinnere sich, was der Prinz von Oranien sa-  
 „gen ließ, als man in die Staaten drang, Gesandte  
 „nach Münster zu schicken. Die nachher gefaßten  
 „Schlüsse rühren blos daher, daß man die Vornehm-  
 „sten der Republik beleidigt hatte“. —

Entweder das, was ich, oder was Andre vorstellten,  
 machte Eindruck, und man entschloß sich, Commissarien  
 zur Conferenz mit den Gesandten und zur Auseinander-  
 setzung dieser Materien zu ernennen, worauf der Kö-  
 nig Seinen Willen erklären würde. Da nun schon  
 bei der ersten Negociation Villeroi, der General-Pro-  
 curator, Le Tellier, und ich dazu ernannt worden waren,  
 so wurden wir auch zu dieser bestimmt. Der Cardinal,  
 ließ Lionne noch hinzufügen, und ich bat daß mein Sohn  
 auch mit dabei seyn möchte, was ich mit mehr Mühe  
 erhielt, als ich dachte, weil der Kanzler dasselbe ver-  
 langt und auch erhalten hatte, aber erst nach Eröffnung  
 der Konferenzen mit den Gesandten.

Diese schlugen erst die engste Allianz vor, die je  
 zwischen zwei Mächten geschlossen wurde, nämlich eine  
 wechselseitige Garantie aller den Provinzen igt oder künf-  
 tig zustehender, durch Eroberung oder rechtmäßige Ver-  
 träge erworbener Rechte; nebst den Rechten der Natur  
 und Oberhoheit selbst, wie dem der Fischerei aller Orten,  
 blos Rheden ausgenommen, deren Besitzer es nicht ver-  
 willigen wollten; ferner aller irgend durch Waffen  
 eroberten Plätze, und endlich ein jedoch auf Europa  
 eingeschränktes beiden Nationen vortheilhaftes Han-  
 delsverkehr.

Der König befahl mir, ihnen zu sagen, man müsse erst die wichtigsten Acten untersuchen, ehe man zu den andern schreite, und erst Allianz geschlossen haben, ehe man Handelsverfügungen treffe. Dagegen machten die Gesandten anfangs einige Schwierigkeiten; in einer zweiten Conferenz gaben sie jedoch nach, wo ich äusserte, man würde die Allianz und das Schiffwesen zugleich verhandeln. Ihre Hitze in Ansehung des Fischerei erregte bei uns den Argwohn: sie wollten uns wohl zu einem Krieg mit Engelland vermögen; denn auf die Schwierigkeit, die wir ihnen dagegen machten, fragten sie: was uns denn andern Sinnes gemacht hätte, da ja Servien und Fouquet als Commissarien bei der Unterhandlung mit Voreel ihnen eine Acte zugestellt hätten, worinn ihnen dies zugestanden würde.

Aufrichtig; ich glaubte nicht, daß man es ihnen abschlagen sollte; da mir aber der König sehr abgeneigt davon schien, so nahm ich Gelegenheit, sie auszuholen, indem ich sie fragte, wie weit sich wohl ihr Beistand erstrecken könnte, wenn wir mit den Engländern über die Fischerei, oder etwas Wesentlicheres, z. B. den Schiffsgruß u. s. w. in Streit geriethen? — Unsre Herrn werden ihre Flotte gegen sie auslaufen lassen, antworteten sie mir frisch heraus.

Wie verstehen Sie aber das: — sagte ich. — Während Sie einem nahen Ausbruch des Kriegs entgegen sehen, verlangen Sie dennoch eine Triple-Allianz zwischen den Kronen Frankreich, Engelland und Ihrer Republik? Wir werden uns doch schwerlich zur Zufriedenheit der Engländer vergleichen können, die unfehlbar auf eine Schadhaltung dringen werden, wenn Sie fortfahren wollen, an der Schottischen Küste zu fischen.



Die Gesandten antworteten mir: Sie wären überzeugt, daß die Engländer sich billig finden lassen würden; machten sie jedoch die mindeste Schwierigkeit, so könnten Frankreich und die Generalstaaten sie ja wohl entbehren.

Ich rapportirte dem König, was ich gehört hatte, Man sprach nicht weiter von der Triple-Allianz, sondern blos von einer zwischen Frankreich und den Staaten, Ich will nicht ganz bestimmt behaupten, daß der Kardinal sie nicht wünschte; indessen schien es doch Se Eminenz gern zu sehen, daß die Franzosen die holländischen Schiffe wegnehmen könnten <sup>19)</sup>, und sich nicht darum zu kümmern, daß die Holländer dagegen wieder die unsrigen wegnahmen; denn er verlor hier nichts, und gewann dort viel.

Mein Verdacht hierüber schien mir sehr gegründet als Lionne vollends den Gesandten den Antrag that: ihre Herrn möchten dem Kurfürsten von Cölln, die freilich wehrlos gemachte Stadt Rheinbergen, und dem Herzog von Neuburg Ravensstein, auch dem König Versicherung geben, die Komthureien und Güter des Maltheiser Ordens den Eigenthümern zurückzugeben.

Die Gesandten gaben darauf zur Antwort: auf dergleichen Anträge könnten sie nichts sagen, sie würden aber nicht ermangeln, sie ihren Herrn zu melden, von denen man sich sicher alle Billigkeit versprechen könne.

Ich bediente mich dieser Gelegenheit, dem Kardinal, und nach dessen Tode dem König zu sagen: ich hielt es nicht für dienlich, die Staaten mit solchen Anträgen zu beunruhigen <sup>20)</sup>, noch Abgaben auf fremde Schiffe legen zu wollen, worüber die Gesandten Befehl hätten, sich zu beschweren, und die Aufhebung dersel-

selben zu verlangen. Man müsse vielmehr untersuchen, ob die Fortdauer dieser Republik für Frankreich vortheilhaft sey oder nicht. Ich meines Theils sey überzeugt, daß wir dabei interessirt wären, sie zu erhalten; wäre es auch bloß um nicht so viele auf ihre Gründung verwendete Millionen weggeworfen zu haben, und um sich nicht nachsagen lassen zu müssen: französisches Blut koste uns freilich nichts! wenn wir, uneingedenk der dafür vergossenen Menge desselben, unter — meines Erachtens — so vortheilhaften Umständen Leute verlassen wollten, die wir sonst liebten. Behandle man sie anders als die Franzosen, so würde ihre Handlung, durch die sie doch größtentheils beständen, stark darunter leiden; in welchem Fall es den Spaniern leicht werden würde, sie wieder zu unterwerfen, oder sie selbst genöthigt seyn dürften, sich an England hinzugeben.

Lionne sagte: es ist ohne Beispiel, daß eine Republik sich einem andern Staat unterwerfe.

„Sie wissen also nicht, — sagte ich — daß sie ehemals den Entschluß dazu gefaßt und ausgeführt haben, und daß bloß der Stolz des Grafen von Leicester sie wieder andern Sinnes machte“.

Auf meine Aeußerung, es sey zu besorgen, die Spanier möchten sie unterjochen, sagte Lionne: dagegen wüßten sie Rath, indem sie unter dem Schutz des Königs ständen, und von Seinen Truppen unterstützt würden.

„Zugegeben; — sagte ich, — es ist aber doch besser, sie finden ihre Vertheidigung in sich, als daß sie sich erst auswärts darnach umsehen müssen. Frankreich könnte sich selbst in einer solchen Lage befinden, daß

„daß es trotz dem besten Willen außer Stand wäre,  
zu helfen“.

Bis izt hat mir hierauf noch niemand geantwor-  
tet. Ich drang indessen dennoch in die Abgesandten,  
sich den Wünschen des Königs gefällig zu zeigen. Ich  
werde nicht weiter davon reden. Wer aber mein wahr-  
res Gutachten über das nöthige Verhalten gegen diese  
Republik wissen will, kann es in einer Schrift über  
diesen Gegenstand lesen, die ich in der Absicht aufsetzte,  
um sie Er Majestät vorzulegen. Ich glaubte aber nachher,  
sie zurückhalten zu müssen, weil ich wohl sah, daß der  
König für Lionne's und Colberts Meinung war, und  
meine Vorstellungen fruchtlos bleiben würden.

Zu eben der Zeit da dies Geschäft am eifrigsten  
betrieben wurde, und leicht zu sehen war, daß die kö-  
niglichen Commissarien nicht Eines Sinnes seyen, be-  
schloß der König, einen Gesandten nach England zu  
schicken. Ich sage nichts von dessen geheimen Instru-  
ctionen, da nichts davon zu meiner Wissenschaft  
gelangt ist, außer daß Türenne sein Möglichstes  
that, um eine enge Freundschaft zwischen beiden  
Königen zu knüpfen; und, da dies gerade um die  
Zeit geschah, da man von einer Vermählung des Eng-  
lischen Königs mit einer Portugiesischen Prinzessin sprach,  
so schloß ich daraus, daß alle Bemühungen von Türenne  
wohl einzig dahin abzwecken möchten, den König zur  
Kriegserklärung gegen Spanien zu Gunsten Englands  
und Portugals zu vermögen.

Ich fand jedoch, daß es einigermaßen schwer hal-  
ten dürfte, die Engländer zu dieser Vermählung und  
zu dem Bruch mit Spanien geneigt zu machen; da sie von  
letzterm Reich ansehnliche Handelsvorthelle ziehen; denn  
Handlung ist der Götze, dem diese Insulaner und die  
Holländer opfern. Indessen sprach man doch mit Ge-

wisheit von dieser Vermählung, und den Bedingungen die der König von Portugal Sr Britt. Majestät anbiete, z. B. eine beträchtliche Summe Mitgift, die Stadt Tanger in Afrika, und eine andre in Ostindien.

Diese Erbierungen schienen mir dann freilich so vortheilhaft für die Engelländer, daß ich nicht zweifelte, die Hoffnung sich in Jamaica zu behaupten, werde sie in das willigen lassen, wovon ich gedacht hatte, daß sie es ausblagen müßten. Ich hielt es für meine Pflicht, der Königin Mutter von allem diesem Nachricht zu geben, damit sie den König warnen und von einem Entschluß zurückhalten möchte, der von verdrüßlichen Folgen seyn könnte. Se Majestät vernachlässigte diesen Rath; der Erfolg zeigte aber, daß er nicht ohne Grund gewesen war.

Der Gesandte des Königs, der Graf Estrades, wurde von Sr Britt. Maj. sehr gut aufgenommen, und mit zu den Jagdparthien und allen Diversissements gezogen. Trotz allen diesen Zeichen von Freundschaft aber, aus denen man auf eine enge Verbindung zwischen dem König und dem Gesandten schließen könnte, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß dieser Monarch es nicht ungern sah, da der Venetianische Gesandte der nach London kam, den französischen und spanischen nicht zu seinem Einzug invitirte <sup>2)</sup>. Man beschwerte sich hierüber gegen den Venetianischen Gesandten an unserm Hofe, er führte aber zur Entschuldigung seines Collegen an, daß er blos gethan habe, was zu London schon einmal durch einen seiner Vorgänger geschehen sey, als der Graf von Soissons dort war.

1 6 6 1.

Der König beschloß, Genugthuung dafür zu nehmen, und ließ den Grafen von Estrades insgeheim wissen,

sen: das erstemal daß er wieder zu einer Ceremonie invitirt würde, wobei auch der spanische Gesandte sich befinde, habe er den Vortritt mit solchem Troß zu nehmen, daß der Unterschied zwischen der Krone Frankreich und Spanien anfallend werde <sup>22</sup>).

Nicht so geheim als vor den getreuen Dienern des Königs, hielt man diese Sache sonst; denn der spanische Gesandte erhielt Wind davon. Er wurde sogar von seinem Monarchen benachrichtigt, und traf seine Vorkehrungen so gut, daß beim Einzug des schwedischen Gesandten der Vortheil gegen den französischen ganz auf seiner Seite war <sup>23</sup>). Denn er nahm lange voraus schon den Pöbel so ein, daß dieser sich für ihn erklärte. Da nun der König von Großbritannien hiervon gehört hatte, gab Er dem Grafen Estrades zu verstehen: Er könne das Volk nicht im Zaum halten, wolle aber doch durch öffentlichen Anschlag allen seinen Unterthanen das Einmischen in erwanigte Streitigkeiten fremder Gesandten verbieten. Und da, dem Anschein nach, der Vortheil nicht auf Seiten der Franzosen seyn würde, ließ er einiges Militär an verschiedenen Plätzen aufmarschiren, um die Unordnung zu verhindern, die so groß wurde, daß diese Soldateske, weit entfernt uns zu begünstigen, oder der Wut des Volks Einhalt zu thun, das die Heiligkeit der Gesandtschaftswohnung schon verletz hatte, vielmehr selbst in diese einbrach.

Der Graf von Estrades beschwerte sich darüber; der König von Engelland suchte sich dagegen zu rechtfertigen; man glaubte aber allgemein mit Grund, er sehe diese Unordnung, und daß der Vortheil auf spanischer Seite geblieben sey, sehr gerne; überzeugt, daß wir empfindlich über diesen Vorgang seyn und uns unsehbar mit ihm verbinden würden, statt daß er, wenn das

Glück uns begünstigt hätte, schwerlich seinen Zweck erreicht haben würde, weil die schlechte Beschaffenheit der Angelegenheiten Spaniens Se. Kathol. Majest. genöthigt hätte, die Sache mit Stillschweigen hingehen zu lassen. Der Graf Estrades meldete diesen Vorgang an Lionne, in einer Depesche, die er ihm an den König schickte. Er schrieb darinn ausführlich, was an dem Tage vorgefallen war, und daß er beschlossen habe, zurück zu kommen, um Rechenschaft davon zu geben, da er sich ohnehin zu London nicht sicher halte. Der König, der vielleicht ungeduldig war, mit Spanien zu brechen, ließ auf Zureden des Herrn von Turenne Conseil halten, und befahl mir, mich ebenfalls dabei einzufinden.

Nach Vorlesung des Briefs von Estrades, erklärte der König, ohne unsre Meinung darüber zu vernehmen, erst die seinige, die dahin gieng: der Graf von Fuensaldagna, spanischer Gesandter zu Paris, sollte unverzüglich das Reich verlassen; die Commissarien zur Grenzberichtigung in Artois sollten ihre Arbeit einstellen; der König von Spanien müsse für den dem Grafen Estrades zugefügten Schimpf Genugthuung geben, und eine Urkunde ausstellen, worinn er dem König den Vorrang einräume.

Ich nahm mir die Freiheit, dem König vorzustellen, Er verlange was Er nicht erhalten könne, und es scheine mir genug, wenn der König von Spanien erkläre, seine Gesandten sollte in England und sonst überall mit den französischen auf den Fuß stehen, wie zu Rom und Venedig; dadurch bliebe man in der That im Besiz des Vorrangs, ohne durch eine Deklaration auch die Entfagung auf den Anspruch daran zu verlangen.

Der

Der König war nicht abgeneigt, sich mit dem zu begnügen, was ich vorschlug; indessen befahl er mir zum Grafen Fuensaldagna zu gehen. Ich ließ aber diesen zuvor wissen, ich würde als Mann reden, der die Fortdauer des Friedens wünsche und keinen Vortheil im Krieg verlange. Ich that dies, damit der spanische Minister sich nicht von denen einnehmen ließe, die ein entgegengesetztes Interesse hatten.

Man schickte einen Courier an den Erzbischoff vom Ambrun, Gesandten des Königs in Spanien, mit dem Auftrag, sich über das Verfahren Watteville's zu beschweren. Die üble Lage der Angelegenheiten des katholischen Königs nöthigte ihn, laut zu mißbilligen, was Sein Gesandter ohne Zweifel auf Seinen Befehl gethan hatte. Der König bezeugte sich indessen verdrüsslich darüber, daß der Erzbischoff diese Sache in Unterhandlung gebracht hatte; ich vertheidigte ihn aber, weil ich glaubte, daß er dazu sowohl, als zum Entschluß, nicht ohne ausdrücklichen Befehl aus Madrid zu gehen, Grund gehabt habe, was ich so einleuchtend machte, daß der König mit ihm zufrieden schien.

Man erfuhr nachher, daß der König von Spanien die ersten Befehle an den Grafen Fuensaldagna und den Marquis Fuente bestätigt habe, dem König zu versichern, Watteville, der auf seinen Kopf gehandelt habe, solle von seinem Posten abgerufen werden, (was auch geschah) und künftig sollten seine Gesandten sich überall hergebrachtermaßen verhalten, d. h. an keiner öffentlichen Feiertlichkeit Theil nehmen, ausgenommen am Kaiserl. Hof, wo Spanien den Rang vor Frankreich hat.

Der König schien damit zufrieden, und sagte mir einst: „Sie hätten nie gedacht, daß sie sich

zu dieser Erklärung verstehen würden. Ich gab dies zu, nahm mir aber die Freiheit, ihn daran zu erinnern, daß Er selbst sich dessen nicht versehen hätte; ich wäre aber damals schon der Meinung gewesen, daß Er sich damit begnügen könnte; und da Er sich wirklich dazu entschlossen hatte, konnte ich mich einer kleinen Eitelkeit darüber nicht erwehren.

Der Nuncius und der Venetianische Gesandte waren betreten über das Compliment, das ich dem Grafen von Fuensaldagna von Seiten des Königs gemacht hatte, unerachtet ich die bitteren Ausdrücke meines Auftrags möglichst milderte.

Der Nuncius gerieth in Verlegenheit darüber, weil er glaubte, ein Bruch zwischen beiden Kronen würde dem König zu einem rechtmäßigen Vorwand dienen, der vom Papsst vorgeschlagenen Ligue zwischen Sr Majestät, dem Kaiser, dem König von Spanien und den Venetianern, gegen die Pforte, welche die Christenheit mit einem Einbruch in Ungern bedrohte, zu entsagen. Der Venetianische Gesandte aber kam dadurch um die Hoffnung eines Weistands für seine Republik, die der Großherr in Candia mit Macht angefallen hatte.

Ich rieth dem Nuncius, sich zu bemühen, den König zu besänftigen; und dem Venetianischen Gesandten, seine Bewerbungen um Weistand fortzusetzen. Der König nahm günstig auf, was der Nuncius ihm vorstellte, doch aber nicht ohne zu bezeugen, daß er Lust gehabt hätte, Spanien zu bekriegen, wenn man ihm nicht Genugthuung gab <sup>24</sup>). Dem Venetianer machte er Hoffnung, Wunderdinge für seine Republik zu thun, wenn



wenn er nur überzeugt seyn könnte, daß er große Vortheile dadurch erlangen würde.

Der Nuncius war beruhigt, als er hörte, daß die Vollmacht, die man dem Cardinal Antonio Barberini geschickt hatte, mit Dazwischentretung von Obeville über die Bedingungen der Ligue zu verhandeln, nicht zurückgenommen worden sey. Auch der Venetianische Gesandte erhielt ganz bestimmte Versicherungen, daß Se Maj. bei Ihren ersten Gesinnungen beharrten.

Die Geburt des Spanischen Prinzen <sup>25)</sup> gab einen Vorwand, einen Cavalier mit Glückwünschungs-Complimenten an Se Kathol. Maj. zu schicken, und zu bestätigen, was man dort wußte, daß die Königin, seine Tochter, glücklich von einem Dauphin entbunden worden sey <sup>26)</sup>. Der Kathol. König ließ dem französischen Hof sein Gegen-Compliment machen, der Abgesandte sollte aber schleunig zurückkehren. Doch sollte dieser Spanier, nach dem Willen des Königes, zuvor noch Zeuge von der Pracht eines gegebenen Ballets seyn.

Ich sagte dem Venetianischen Gesandten, der König könne weder seiner Republik, noch dem vom Papst vorgeschlagenen Bündniß beistehen. Er schien sehr niedergeschlagen darüber, und erinnerte sich ist, daß ich ihm gesagt hatte, das Interesse der Republik erfordere, Se Heiligkeit diesen Antrag anzusprechen, der ihnen unnütz seyn werde, indem Se Majestät sich außer Stand befänden, zu gleicher Zeit einen doppelten, so starken Aufwand zu bestreiten. Ich fand auch, daß man gleich starke Ursache habe, die Anträge des Papsts zu verwerfen und der Republik beizustehen. Denn als

ich mir die Freiheit nahm, dem König dies vorzustellen, erforderte das Interesse der Christenheit, daß noch einer dieser Potentaten übrig bliebe, um den Friedensvermittler zwischen der Pforte, dem Kaiser und der Republik zu machen. Die heiligen Oerter konnten bloß durch die besondre Achtung des Großherrn gegen einen christlichen Potentaten erhalten werden, und überdies gab es auch noch andre Gründe, die Se Maj. von einem wirklichen Bruch mit dem Sultan zurückhalten mußten. Ich war daher der Meinung, man müßte den unserm Gesandten zugesügten Schimpf <sup>27</sup>) ignoriren. Während man indessen äußerlich das Vernehmen mit den Ungläubigen unterhielt, war der König dennoch verbunden, den Venetianern unter der Hand beizustehen, weil es die Sache aller christlichen Fürsten war, und sie seit langen Jahren einen schweren Krieg gegen einen furchtbaren Feind bestanden.

Auf die Frage, womit der König mich beehrte: wie er sich wohl gegen England und Spanien zu verhalten habe? antwortete ich: meinen Einsichten nach müsse Er die Vergrößerung beider zu verhindern suchen. Im Fall Er auch ganz Flandern, oder wenigstens einen Theil davon durch Verbindung Seiner Waffen mit denen des Königs von England eroberte, dieser aber Nieuport oder Ostende erlangte, würde Er weit mehr dabei verlieren, als gewinnen. Das glücklichste für Ihn, wenn die Engländer Dünkirchen nicht an Ihn abtreten wollten, würde seyn, wenn die Spanier es wieder eroberten; denn die Engländer sind nun einmal die alten Feinde Frankreichs und werden es auch stets bleiben, welche Allianz, Frieden oder Waffenstillstand sie auch mit uns schließen möchten. Dabei stehen sie in der Ueberzeugung, daß man ihnen widerrechtlich

lich die Normandie, Poitou und Guienne vorenthalte; denn unerachtet diese Provinzen nach allgemein geltenden Gesetzen eingezogen wurden, so findet doch der verlierende Theil stets, daß man ihm Unrecht thut. Ueberdies, wenn Frankreich die Nachbarschaft Spaniens, das etwas unternehmen könnte, nicht vermeiden kann, so ist es noch weit weniger der Klugheit gemäß, die Nachbarschaft eines andern Staats vorzuziehen, dessen Macht beträchtlich werden kann. „Erw. Majestät, schloß ich, müssen gegen üble Rathschläge, die man Ihnen geben möchte, auf der Hut seyn, und sich vor einem für England günstigen Bündniß wahren. Diese Nation verbirgt viel Gift unter einer glatten Außen-Seite“.

Der König war sehr für diese Meinung, man stellte ihm aber vor, da der kathol. König nicht gesund sey, und der kürzlich geborne Prinz nicht lange am Leben bleiben könne <sup>28)</sup> so würde die Allianz und Freundschaft mit England nothwendig. Ich hoffe, daß der König bei reifern Jahren einsehen wird, was diejenigen suchen, die ihn in einen neuen Krieg mit Spanien zu verwickeln bemüht sind.

Die Festigkeit, womit die Gesandten der Generalstaaten auf eine Erklärung Sr Majestät in Ansehung der Garantie ihrer Fischerei drangen, und die Nothwendigkeit mit den Engländern über einen sehr delicaten Punkt zu brechen <sup>29)</sup>, nämlich über den Schiffsgruß, im Fall die französische und englische Flotte sich begegneten, — überzeugte Männer, denen das königliche Interesse am Herzen lag, daß diese Angelegenheit zur Unterhandlung gebracht werden müsse. Sie schienen daher sehr unzufrieden, als ich mit meiner gewöhnlichen Frei-

Freimüthigkeit dem König sagte: unsre Flotte müsse bei ihrer Schwäche vermeiden, der englischen zu begegnen; träse es sich aber dennoch einmal, so müsse man, selbst auf Gefahr den Kürzern zu ziehen, lieber sechsten als die Flagge streichen.

Dieselben Personen ermangelten nicht, als sie hörten, daß die Holländer entschlossen seyn, ihre Macht mit der unsrigen zu vereinigen, im Fall die Ehre der Krone verfochten werden müste, diese Nachricht sogleich nach England zu melden, woher sie oft die Versicherung geschrieben bekamen: wenn man nur den Holländern ihr Begehren abschlage, so dürfe man von den Dritten alles erwarten. Man sah sich genöthigt, den Holländern ein Geheimniß aus dieser Negotiation zu machen, und sie selbst vor denen geheim zu halten, die der König sonst mit Seinem Vertrauen beehrte; denn deren Redlichkeit und Muth würde ihnen nie gestattet haben, in eine Sache zu willigen, die dem König schimpflich war, von welchem die General-Staaten Sicherstellung ihrer Freiheit zu begehren berechtigt waren, da England sich gegen sie dazu erbot, wenn sie nur nicht weiter in Frankreich dringen wollten, sich für sie zu erklären. Um nun einen Vorwand zu finden, den König von den Holländern abwendig zu machen, fuhren jene fort, in England unterhandeln zu lassen, wo man die Auskunft traf, daß die Flotten jenseits des Cap de Finisterra einander gleich grüßen sollte; innerhalb des Kanals aber sollten die Franzosen vermeiden, der Englischen zu begegnen; woraus nach richtiger Bedeutung der See-Terminologie leicht zu schliesen ist, daß der König bewilligt, sein Admiral soll des Englischen gehorsamer Diener seyn.

Ich würde mich gar nicht hierauf einlassen, wenn nicht mein Patriotismus mich dazu verbände, und wenn ich nicht diese Memoiren in der Absicht niederschriebe, meinen Kindern zur Lehre zu dienen, und zu zeigen, daß ich nie andern als ehrliebenden und auf einen wahren Ruhm zielenden Gesinnungen Raum gab.

Um auch zu zeigen, daß diejenigen, welche mit diesen Geschäften zu thun hatten, und auf die der König sich darinn verließ, dies Zutrauen aus Bosheit, oder, was ich lieber glauben will, aus Unwissenheit mißbrauchten, führe ich hier noch an, daß die Könige von England die Herrschaft über den Kanal behaupten, den sie bis ans Vorgebürge von Finisferre erstrecken. Der König von Frankreich räumte ihnen also wirklich gewissermaßen diesen Titel ein, indem er seinen Flotten befahl, dem Zusammentreffen mit den Engländern auszuweichen, mit denen man wahrscheinlich auch darüber überein kam, indem sie einräumten, daß jenseits dieses Vorgebürges die Flotten sich egal begrüßen sollten. In einer so engen See würde es wirklich schwer halten, einem Zusammentreffen mit ihnen auszuweichen, statt daß sie auf hoher See nie in die Verlegenheit kommen werden, die französische Flagge zu respectiren, wenn nicht etwa ein heftiger Sturm beide Flotten aneinander treibt, was nur durch zwen zu gleicher Zeit wehende entgegengesetzte Winde geschehen kann.

Freilich behaupteten die Könige von England schon lange die Herrschaft zur See, und ließen auch Münzen schlagen, worauf sie auf einem Schiff abgebildet waren, in der einen Hand ein Schwert, in der andern eine Weltkugel haltend. Allein sie wurden von Schweden und Dänemark sogar nicht dafür anerkannt, daß diese sie zwangen, bis auf den Rheden von Frank-

Frankreich, ihnen die Ehrenbezeugungen zu erwidern, die sie von ihnen verlangten.

Es ist also aus dem bisherigen überhaupt leicht zu schließen, daß man Frankreichs Würde nicht wenig vergab, indem man diese Sache zur Unterhandlung brachte, ohne diese wenigstens mit Gleichheit zu endigen. Man darf sich aber nicht wundern, wenn sich Personen finden, welche die Geschäfte auf diese Art behandeln wollen, und viel gewonnen zu haben glauben, wenn man nicht alles verlor. Nicht jeder weiß Ruhm und Ehre Privatwecken vorzuziehen.

Ehmals freilich <sup>30</sup>) vertrauten Frankreichs Monarchen ihre Angelegenheiten Männern vom Degen und von Geburt eher an, als andern vom Civilstand und geringer Herkunft. Erhob man sich selbst durch schöne Thaten, so erhielt man den Ritter-Titel zum Zeichen, daß man durch seinen Muth sich über seinen Stand emporgeschwungen habe, und in einen andern trete, wo man unentschuldig seyn werde, wenn man sich nur die mindeste Schlechtigkeit zu Schulden kommen lasse.

Ich würde übrigens nicht unterlassen haben, meine Meinung dem König zu sagen, wenn er mit mir von der Sache gesprochen hätte; denn ich bin überzeugt, seine Einsicht würde ihm bestimmt haben, meinen Rath zu befolgen, trotz den Bemühungen die man anwendete, ihm beizubringen: wer nur in gewissen Dingen unglücklich sey, verliere nichts, und es gebe Fälle, wo man um seines Nutzens willen wohl seiner Ehre einen Flecken anhängen dürfe.

Indessen haben wir doch starke Unannehmlichkeiten davon mit den Engländern, indem wir viel an sie verloren haben, und Gefahr laufen, auch an die Holländer

zu verlieren, die noch stets darauf bestehen, daß unter den ihnen garantirten Dingen, auch die Fischerei ausdrücklich genannt werden solle, sowohl um die Engländer von Eingriffen in ihre Freiheit abzuhalten, als um der Welt zu zeigen, daß die allgemeine Garantie sich auf alles erstreckt, da nichts davon ausgenommen sey. Uebrigens sind sie verständig genug, um einzusehen, daß wir sie, im Fall eines Angriffs von England, nicht im Stiche lassen würden. Die Engländer selbst müßten sehr einfältig seyn, wenn sie sich einbilden könnten, weil ein Wort nicht in den Tractat gesetzt worden sey, werde man, einen Allirten unvertheidigt lassen.

Ich erklärte mich hierüber gegen die Gesandten der General-Staaten, indem ich ihnen rieth, den Vertrag so zu unterzeichnen, wie der König solchen ihnen vorlege, und zu hoffen, daß die Kanone einst nachhohlen und deutlich machen werde, was die Feder vergessen haben möchte; und vielleicht dürften wir selbst in den Fall kommen, sie darum zu ersuchen. Ich will sogar unverholen sagen, daß derjenige, der die Meinung des andern befolgt, der klügste seyn wird, unerachtet die Verschiedenheit der beiden Staaten so groß ist, daß wahrscheinlich die Holländer stets werden Vorschriften annehmen müssen, statt welche zu machen.

Es wird wohl nicht leicht jemand unbekannt seyn, daß der Herzog von Lothringen, nicht zufrieden mit dem, was im Pyrenäischen Frieden für ihn festgesetzt wurde, mehrere Eröffnungen thun ließ, um seinen Zustand zu verbessern, und daß er endlich den Cardinal Mazarin in sein Interesse zog. Unter dem Vorwande, dem König die Communication mit Elfaß offen zu halten, handelte dieser dem von ihm geschlossenen Tractat selbst zuwider,

wider, indem er das rechtmäßig eingezogene Herzogthum Bar gegen einige Grundstücke wieder zurück gab.

Der Herzog bewilligte, was man von ihm verlangte, und schmeichelte sich geraume Zeit damit, daß Nancy ihm ungeschleift zurückgegeben werden würde. Da er es aber nicht vom König erhalten konnte, gab er nach, und man schickte königliche und herzogliche Commissarien ab, um Grenzen zu setzen, damit man sehen könnte, was Frankreich gehörte. So oft aber diese Commissarien zusammenkamen, kam immer etwas dazwischen, daß nichts ausgemacht werden konnte, und der König ließ endlich dem Herzog drohen, wenn die Commissarien ferner Seine Güte mißbrauchten, werde Er selbst die Grenzzeichen setzen lassen, und dann wolle Er sehen, wer es wagen werde, sie auszureißen.

Der Herzog kam nach Paris zurück und that mehrere Vorschläge, worunter auch der war, sein Herzogthum zu Gunsten der Prinzessin von Nemours abzugeben <sup>31)</sup>. Es war aber leicht, zu sehen, daß es ihm bloß darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, indem er, statt die Schwierigkeiten, die sich fanden, zu ebnen, stets neue erregte. Endlich wurde aber doch der König seiner Handlungsweise müde, nachdem er für ihn — was der Herzog eigentlich nie hoffen durfte — das Salische Gesetz genehmigt hatte.

Der Herzog ließ hierauf, um nur seinem Bruder und Neffen zu schaden und einen mit der Fürstinn von Cantecroix <sup>32)</sup> erzeugten Bastard zu erheben, dem König antragen, Ihn die Herzogthümer Lothringen und Bar erblich zu überlassen. Lionne, der dazu gebraucht worden war, die Bedingungen der Vermählung des Prinzen Karl und der Prinzessin von Nemours ins Reine zu bringen, wurde zum Commissar ernannt, und

be-



bespach sich verschiedenemal mit dem Gressier der Rechnungs-kammer, le Cocq, einem Schwager des Intendanten der Prinzessin von Guise. Sie setzten endlich mit königlicher Genehmigung gewisse Artikel fest, die nachher in Vergleichsform gebracht und von Sr Majestät und dem Herzog von Lothringen unterzeichnet wurden.

Aus Gründen wurde dieser Vertrag geheim gehalten, so bekannt er übrigens war. Es geschah nicht um des Königs willen, der darinn durch alle Artikel hindurch der betrogehe Theil war sondern derer wegen, welche die Hand mit im Spiel gehabt hatten. Die Wiedervereinigung Lothringens mit Frankreich blendete manchen, und selbst der König, getrieben von Ehrbegierde und dem Verlangen nach dem Ruhm, etwas seiner Krone Vortheilhaftes zu Stande gebracht zu haben, berief den Kanzler, die Staats-Sekretärs etc. und ließ den Vertrag vor ihnen vorlesen. Der Marschall von Villeroy befand sich auch mit dabei.

Was in diesem Vertrag schönes für den König enthalten ist <sup>33)</sup>, das ist die Wiedervereinigung Lothringens mit Frankreich, und „daß sogleich schon Plätze, darinn Sr Majestät eingeräumt werden sollen, wovon Garnisonen gelegt werden könnten“. Zwar war dem Herzog der Genuß der ordentlichen und außerordentlichen Einkünfte vorbehalten; er sollte aber doch nicht über eine Million Parischer Währung, Abgaben erheben können.

Was dagegen diesen Vertrag minder ehrenvoll macht, ist, daß die, welche der Herzog mit Aemtern und Pfründen versehen hatte, dabei gelassen werden sollten, auch nach seinem Tode; daß er von der Million Abgaben vor allen andern daraus zu bestreitenden Ausgaben,

gaben, die Summe von siebenmalhunderttausend Livres wegnehmen dürfte; (die Verschiedenheit sich auszudrücken, veranlaßte die Vermuthung, daß der Herzog seinen Vortheil dabei finden würde) daß er siebenmalhunderttausend Livres über die Million zu genießen haben sollte; daß er zweimalhunderttausend Livres Renten genießen sollte, halb aus einem mit Herzogthum und Pairie-Titel versehenen Gütern, halb aus der königlichen Kasse, über welche Summe er ganz frei disponiren, und sie selbst an seinem Bastard abtreten konnte; daß er und die von seinem Hause nicht nur die Privilegien der Prinzen vom Geblüt genießen, sondern selbst dem königlichen Hause einverleibt, und in dieser Rücksicht thronfähig werden sollte, wenn der Stamm der Bourbonen abgieng; daß vier Prinzen vom Lothringischen Geblüt, auch ohne Pairie, im Parlement Zutritt und unmittelbar nach den französischen ihren Sitz haben sollten; daß sie wie die französischen für gebohrne Pairs geachtet werden sollten; daß die Einschränkung auf viere blos beliebt worden sey, um die Verwirrung, die durch eine größere Anzahl verursacht werden möchte, zu vermeiden; und daß keine unehlichen oder von unehlichen abstammende französische Prinzen ihnen den Rang streitig machen könnten.

Diesen Vertrag also ließ der König vorlesen, und wunderte sich nicht wenig, daß der Kanzler ihn nicht gutheiß. Ich muß dem Kanzler zum Ruhme nachsagen daß er als ein redlicher Mann sprach, und dem König vorstellte: Er könne Prinzen vom Geblüt nicht durch eine Erklärung schaffen, und den Forderungen der Gerechtigkeit gemäß müßten die Parlementer Ihm Vorstellungen dagegen machen. Der König zeigte aber, daß er Widerspruch nicht gnädig vermerke; daher schwieg der Kanzler und erhielt Befehl, sich zum Vortrag

trag im Parlement gefaßt zu machen, wenn Se Majestät dahin gehen <sup>34)</sup> und Ihr Lit de Justice halten würden, um das Edict eintragen zu lassen, das ausgesetzt werden mußte, um dem Vertrag Rechtskraft zu ertheilen.

Ich erwartete immer, daß der König mich um meine Meinung befragen sollte; da ich aber sah, daß Er es vermied, und leicht urtheilen konnte, daß dies absichtlich geschah, so sah ich ihn verschiedenemal an, um Ihn dazu zu bewegen. Ich wünschte sogar, ungefragt zu sprechen, hielt aber doch wieder an mich, um nicht die bescheidene Zurückhaltung zu sehr zu verletzen, die ich mir stets zum Gesetz machte.

Hätte Er mich um meine Meinung befragt, so würde ich mich entschuldigt haben, sie zu sagen, als Abkömmling einer Familie, die so oft schon behauptete, daß das Haus Lothringen keine Ansprüche auf die französische Krone machen könne, daß mir es unbegreiflich sey, wie der Erbe von Königen, für deren Interesse so wie für ihre gerechte Sache so viel Blut schon floß, zugeben könne, daß diese Ansprüche doch noch anerkannt würden. Denn wer einmal erklärt, daß eine Thronfolge für den offen werden könne, welcher Ansprüche darauf macht, giebt zu, daß er mit zum Haus gehöre. Ich würde ferner nicht ermangelt haben, Er Majestät das Buch ins Andenken zu bringen, das die Lothringer unter Heinrich III. schreiben und herausgeben ließen <sup>35)</sup>; den Verweis den der Verfasser desselben bekam, ihre Verläugnung desselben; die Schwäche ihrer Citationen bei Nachweisung ihrer wahren Abstammung. Dann würde ich, wenn der Monarch mir es befohlen hätte, mich näher auf die Materie eingelassen haben, um Ihm zu zeigen, daß er kaufe, was

obnehin schon ihm gehöre, und daß er dadurch Anlaß zu einem Krieg gebe.

Ich darf mich in Ansehung des erstern bloß auf zweierlei berufen, um zu beweisen, daß der König rechtmäßiger Herr von Lothringen ist; auf den Umfang Galliens zu Cäsars Zeiten, und die Errichtung des Königreichs Aufrastien <sup>39)</sup> durch Kaiser Karl den Großen. Wirft man mir ein, daß die Könige von Frankreich Lothringen entsagt haben, so sage ich, sie waren, als bloße Nutznießer, nicht Eigenthümer des Reichs, dazu nie berechtigt. Gesezt aber auch, das Haus Lothringen besitze ganz rechtmäßig das Herzogthum, das Herzog Karl dem König abtrat, so ist erst zu untersuchen, ob der Besiß desselben auf seiner Person, oder auf der seiner Gemahlinn beruht. Um dies letztere darzuthun, darf man nur seinen Heurathsvortrag lesen, und sich erinnern, wie die Töchter ehemals schon die Erbfolge in diesem Hause hatten und übten, und daß, um deren Recht aufzuheben, man ein andres zugeben muß, was die Krone Frankreich nie zugegeben hätte, daß nämlich durch das Salische Gesez die Töchter zum Vortheil der Söhne von der Erbfolge ausgeschlossen werden. Besteht dies Gesez, so kann der Herzog von Lothringen nicht zum Nachtheil derer verkaufen, die dies Gesez zur Erbfolge ruft; besteht es nicht, mit welchem Recht kann der Herzog Karl an uns abtreten, was seinem Neffen gehört? Einer dieser beiden Gegensätze muß stets wahr, also die Richtigkeit des Verkaufs einleuchtend seyn.

Gesezt aber auch, die Sache gienge an, um des Gemeinbesten willen, da das was man eintauschte, an die Stelle desjenigen tritt, was man als Eigenthum besaß, so würden von Rechtswegen die Güter und Einkünf-

künfte, die der König verspricht, den rechtmäßigen Erben vom Geblüt eigenthümlich verbleiben, deren Ausschließung den Vertrag fehlerhaft macht. Welche Garantie auch der Herzog über die Sicherheit des Verkaufs leisten mag, und unerachtet er den König in Besitz einsetzt, so kommt dies doch dem noch nicht gleich, was Er thun wird, um sich mit dem Schwerdt darinn zu behaupten. Warum also abtreten, was man rechtmäßig besaß, um es nachher von dem wieder zu erwerben, der nicht berechtigt war, es zu verkaufen?

Hätte übrigens der König mich befragt, warum ich so starke Abneigung gegen das Haus Lothringen beweise, so würde ich geantwortet haben: es sey mir unmöglich, diejenigen zu lieben, welche die wahren Erben Hugo Capets ihres Eigenthums berauben wollten, u. s. w.

Man wollte nachher den König bereben, der Herzog könne sich seines Landes weder ganz noch zum Theil begnügen, und der König blieb bei diesem Grund stehen, dessen Schwäche Ihm eingeleuchtet haben würde, wenn man Ihm zugleich vorgestellt hätte, daß nach der rechtsbeständigen Confiscation des französischen Lehns Bar, der Herzog von Lothringen zu dessen Wiedererlangung und Erhaltung bei seiner Familie, wohl habe einige Dörfer und selbst einige Districte von diesem Herzogthum hingeben können, das er, wie man dem König vorstellte, mit Souveränität besaß.

Die Gerechtigkeit des Parlamentspruchs gegen den Herzog von Lothringen ist in einem angenommenen wohlhergebrachten Recht gegründet, daß der muthmaßliche Thronerbe sich nicht ohne Einwilligung des Königs vermählen kann. Um zu beweisen, daß der

Herzog sein Vasall ist, darf man nur die Lehnspflicht nachsehen, die dieser und seine Vorfahren dem König leisteten, woraus zu schließen ist, daß er ligisch ist, was (im Fall einer Felonie) nicht eine bloße Einziehung des Lehns nach sich zieht, sondern auch das Haupt des Vasallen dem Schwerdt des Lehnsheerrn unterwirft. Wäre er aber durch den Besitz andrer unabhängiger Länder Souverain, so ist er doch nichts destoweniger in Rücksicht seines Herzogthums Bar, das er nicht unter gleichem Titel besitzt, derl. Krone Frankreich unterworfen.

Uns geht es igt nichts weiter an, ob Lothringen ganz oder zum Theil souverain sey; dies lassen wir den Kaiser ausmachen. Einige seiner Vorfahren, als das Reich in Verfall kam, begnügten sich, um allen Streit darüber zu vermeiden, den Herzog von Lothringen zu den Reichslasten mit zuzuziehen, ohne zu bestimmen, was vom Reich zu Lehn gehe, woraus allerdings doch wenigstens so viel zu schließen ist, daß nach dem Geständniß der Herzoge und den Forderungen der Kaiser das Herzogthum Lothringen wo nicht ganz, doch zum Theil Reichslehn sey.

Diesjenigen, die dem König riethen, dem Hause Lothringen Erbsfolger zu geben, wollten Ihm schmeicheln, als ob dies ein Zeichen seiner unumschränkten Oberherrlichen Macht wäre; ohne zu bedenken, daß wer über seinen ganzen Staat disponiren kann, um so mehr auch befugt ist, einen Theil desselben abzutreten. Daraus könnten die Spanier und Engländer folgern, die Könige Johann und Franz I. haben, jenen dieser Bourgogne, und diesen jener Guenne, abtreten können: Maximen welche grundfalsch sind, und sogleich von den Ständen dieser beiden schönen Provinzen

vingen besrritten wurden, die trotz der abgndthigten  
Cession ihrer Kdnige, dennoch beim Reich verblieben.

Es ist richtig; die Gewalt unsrer Kdnige ist un-  
umschrnkt, und sie sind in gewissem Betracht Herrn  
ber unser Gut und Blut! aber so despotisch ist ihre  
Macht doch nicht, da sie berechtigt wren, ihr Reich  
abzutreten, und andre zur Thronfolge zu berufen, als  
die das Recht der Geburt dazu beruft. Zwischen dem  
Kdnig und seinem Reich besteht eine Art von Ehe, wel-  
che unaufsdllich ist, und wer die Maxime aufstellen  
wollte: der Kdnig kann mich einem andern  
geben, wrde auch zugleich aufstellen: da es mir  
freistehe, mich ebenfalls einem andern zu geben. Zwi-  
schen Mann und Frau mssen gleiche Rechte gelten,  
und nur Auslnder versuchten, das Ansehn unsrer  
Grundgesetze zu schmälern.

Fragt man mich nach dem Grund meiner Abnei-  
gung gegen das Haus und die Person des Herzogs  
Karl, so sage ich, was ich dem Kdnig nicht htte sa-  
gen knnen, da dieser Furst ehemals Fahnen flattern  
lie, worauf eine vom Donner niedergeschmetterte  
franzsische Krone gestickt war, mit der Umschrift:  
*Flamma metuenda tyrannis*, und eine andre  
Lilienkrone, die ein Schwerte durchschneidet, mit  
den Worten: *illam dabit ultio melle!* —

Wem nun dies alles bekannt ist, der wird M-  
he haben, zu begreifen, wie der Kdnig den Gedanken  
fassen konnte, ein Haus zu erheben, das mehrere  
Jahrhunderte hindurch auf den Umsturz des Seinigen  
hinarbeitete.

Man könnte zur Rechtfertigung des Vertrags wohl auch noch anführen: dies sey das einzige Mittel, Lothringen mit Frankreich zu vereinigen; aber ich widerhole: wacum kaufen, was uns so schon gehört? warum auf so viele gegründete Rechte Verzicht gethan haben, um endlich Eines zu erwerben, das bestritten werden wird, so lange noch ein lothringischer Prinz existirt?

Ich vergaß noch einen Grund, der mir von Gewicht scheint; man muß nämlich auf das Recht sehen, das der König von Ludwig XIII. ererbt hatte, das Herzogthum Lothringen zu behalten, und ich muß gestehn, der Herzog Karl möchte nun nach dem Salischen Gesetz darüber disponiren können oder nicht, so war er der Garantie unterworfen, so bald er sie durch verschiedene Verträge versprach, und allen Eigenthums- und Oberhoheitsrechten zum Vortheil des Königs im Fall der Nichtleistung, entsagte. Man darf hierüber nur die verschiedenen von ihm ausgestellten Verträge nachsehen, und die klaren Schlüsse daraus ziehen.

Was aber den König meines Erachtens schlechterdings hätte abhalten sollen, den Vertrag zu unterzeichnen, ist die Besorgniß, daß er einst Anlaß zu einem Bürger-Krieg geben möchte. Es ist nicht zu vermuthen, daß die Prinzen vom Bourbonischen Geblüte so viele neue Kollegen so leicht dulden werden, und daß die von den andern Häusern, die den Rang vor Lothringen hatten, in ihnen gern ihre vielleicht künftigen Gebieter sehen sollte. Sie werden Mißvergnügten Gelegenheit geben, in Factionen zu treten, deren Folgen furchtbar und stets ungewiß sind. Kurz, dieser Vertrag ist ein Saamenkorn des Kriegs, in ein Land geworfen, in dem es wohl einst noch zum sprossen kommen könnte.

Ihr



Ihr dürft Euch nicht wundern, meine Lieben, daß Männer von der Feder fähig sind, Dinge zu unternehmen, welche Krieg nach sich ziehen; denn da ihr Leben nicht dabei ins Spiel kömmt, kümmern sie sich wenig darum, fremdes zu schonen. Wer die Denkwürdigkeiten Philipps von Commines liest, wird lernen, daß gekrönte Häupter keine gefährlichern Kläche haben können, als solche, die eine zu hohe Meinung von der Größe ihrer Herru haben, und, einzig darauf bedacht, sich in ihrer Gunst zu erhalten, alle m Beifall zuklatschen, was sie ihnen angenehm glauben.

Ich muß Euch auch noch auf die Schwäche des menschlichen Geistes aufmerksam machen, und kann Euch kein auffallenderes Beispiel davon anführen, als was ist am französischen Hof vorgeht. Fürsten hören da auf, Fürsten zu seyn, um eine Würde zu erhalten, die ihnen streitig gemacht werden kann, und in Hoffnung einer wahren Schimäre treten sie ein wirkliches Gut ab, und hören auf Fürsten zu seyn, weil sie kein Fürstenthum mehr besitzen.

Während dieser Verhandlung erhielten die Gesandten der General-Staaten von ihren Obern-Befehl, dringende Vorstellungen bei dem König zu thun, um von seiner Großmuth die Moderation der Taxen zu erhalten, die man auf fremde Schiffe gelegt hatte, und um die Garantie ihrer Fischerei, zu Vermeidung eines Krieges zwischen ihnen und England.

Ich hielt nicht für dienlich, mich dem Antrag bei Sr Maj. zu unterziehen, sondern erklärte den Gesandten ohne Umstände, daß mein Rath von keinem Nutzen mehr sey; sie hätten sich an den Kanzler als  
den

den ersten der zur Unterhandlung mit ihnen ernannten Kommissarien zu wenden, und es gäbe sogar Personen, die wohl noch eher im Stande seyn dürften, *Se Majestät* zu bewegen. Ich überlasse es übrigens ihrer Klugheit, den Weg zu finden und einzuschlagen, der, wenn auch nicht der ehrenvollste, doch der sicherste wäre. Ich rietß ihnen, sich stets nach dem Willen *Er Majestät* zu bequemen; denn ich bin, wie ich schon einmal sagte, überzeugt, daß ihre Republik sehr Mühe haben wird, sich ohne Frankreichs Schutz zu behaupten, das seiner Seits bei ihrer Erhaltung stark interessiert ist.

Ehe ich diese Denkwürdigkeiten schließe, will ich noch erwähnen, daß der König sich nie so sehr auf die Deutschen verlassen darf, daß er sich nicht erst auf einen sichern Fuß mit ihnen zu setzen hätte, im Fall er um seines eignen oder auch ihres Interesse willen mit dem Kaiser Krieg anfangen will.

Die Allianzen mit England werden nie solid seyn <sup>37)</sup>, weil auf der einen Seite die Macht des Königs von England durch die Parlementer eingeschränkt ist, auf der andern diese hochmüthige, herrschsüchtige Nation das Glück ihrer Nachbarn stets mit Schelsucht ansieht. Sie führt noch Ansprüche gegen uns fort, und die Religionsverschiedenheit verstärkt ihren Haß.

Die Erfahrung vergangener Zeiten lehrt uns, daß man trotz allem Schein von Ehrlichkeit, Mißtrauen in die Schweden und andre Protestanten setzen kann, die einzig darauf ausgehen, die katholische Religion zu vertilgen, die wir so gerne in jenen Ländern, wo sie ehmal

ehmals glänzte, wieder emporbringen und behaupten möchten.

Im Fall von Euch meine Kinder, jemand die Auszeichnung erhalte, in den königlichen Staatsrath gezogen zu werden, — eine sehr wünschenswerthe Ehre, — so habt, bei einer tiefen Ehrfurcht und vollkommenen Unterwürfigkeit gegen den Willen des Monarchen, stets die Ehre Gottes und das Beste der Religion vor Augen. Wir haben nicht zu fürchten, daß ein allerchristlicher und in ihren Grundsätzen erzogener König sich je davon entfernen werde. Erinneret euch indessen, daß es gegen eure Dienstpflcht laufe, wenn ihr zaudern wolltet, mit ehrerbietiger Offenheit eure Zweifel und Bedenklichkeiten in vorkommenden Geschäften zu äußern. Denn wo es Noth thut, darf keine menschliche Rücksicht einen redlichen Mann abhalten, die Wahrheit, von welcher er überzeugt ist, in ihr volles Licht zu setzen. Die Gerechtigkeit und Gottesfurcht des Fürsten werden euch ohne Zweifel nicht das Verdammungsurtheil sprechen, wenn ihr es bei Gelegenheit wagt, ihm vorzustellen, daß, so erhaben und unabhängig seine Macht gegen Menschen ist, sie nichts desto weniger dem göttlichen Befehl unterworfen sey, und zwar um so mehr, da Scepter und Krone ihm von der Hand des Allmächtigen blos verliehen seyen, um seine Verehrung zu gründen, zu erweitern und zu erhalten; daß was zur Monarchie als Theil derselben gehört, nicht an Fremde abgetreten oder sonst veräußert werden könne; daß unsre alte Constitution gerechter und heiliger sey, als die der benachbarten Länder; und daß Frankreich nie glücklich seyn werde, so lange Fremde an der Regierung Theil haben.

Fristet Gott mir Leben und Gesundheit, und es ereignen sich noch Dinge, die werth sind auf die Nachwelt

---

welt gebracht zu werden, so bitte ich Euch, meine Kinder, im Fall ich sie vergäße, sie anzumerken. Endlich wenn Ihr glaubt, daß, was ich niederschrieb, wissenschaftlich sey, so macht den Gebrauch davon, den ich selbst Eurer Ueberzeugung nach davon hätte machen sollen. Erinneret Euch aber, wie gesagt, daß ich nicht Eigendünkel genug besitze, um dafür zu halten, mein Leben könne je andern zum Muster aufgestellt werden. Ich wünsche blos, daß Ihr mich in folgenden Punkten nachahmen möchtet: „Hanget stets von niemand ab, auffer Eurem Herrn; verachtet irrdische Schätze um Euch ewige zu sammeln. Laßt Euer höchstes Ziel die Ehre Gottes und des Monarchen seyn, dem die Vorsehung euch unterwarf.“ —

---